

FORVM

ÖSTERREICHISCHE MONATSBLÄTTER FÜR KULTURELLE FREIHEIT

V. JAHR

WIEN - MAI - 1958

HEFT 53

PEREGRINE WORSTHORNE

VORSICHT BEIM DISENGAGIEREN

DIE STIMME EINES ENGLISCHEN JUNG-KONSERVATIVEN

JULIAN GORKIN

FRANCO WIRD NACHGIEBIG

B. O. KORAB

DIE OSTDEUTSCHE OPPOSITION

BENEDIKT KAUTSKY

DER NEUE DIKTATOR

ZUR MACHTVERSCHIEBUNG IM KREML

FRIEDRICH TORBERG

DIE UMGEKEHRTEN DON QUICHOTES

ZU DEN ATOMPROTESTEN DER DEUTSCHEN INTELLEKTUELLEN

GEORGE MIKES

BRIEF AUS MALAYA

HANS WINGE

DIE WISSENSCHAFT VOM FILM

HEIMITO VON DODERER

DIE EPISCHE KUNSTFORM

GRUNDLAGEN UND FUNKTION DES ROMANS

S 6.—
DM 1.50
SFr. 1.50

FORVM

bringt in den kommenden Heften:

Christian Broda

FAZIT DER ERNEUERUNG

Das SPÖ-Programm 1958

Lorenz Stucki

ZUM THEMA NEUTRALISMUS

Heinrich Drimmel

WELTANSCHAUUNGS-PROFESSUREN?

Ignazio Silone

DER POLITIKER THOMAS MANN

Roland Nitsche

DER MISSVERSTANDENE GOETHE

Friedrich Heer

DAS SCHICKSAL DER KONVERTITEN

FORVM

erscheint mit Unterstützung des „Kongreß für die Freiheit der Kultur“, einer internationalen Vereinigung, deren Hauptsitz sich in Paris befindet. Die im FORVM ausgedrückten Ansichten sind jedoch für die genannte Vereinigung nicht verbindlich. Sie erscheinen unter der ausdrücklichen Verantwortung des FORVM, bzw. seiner Mitarbeiter.

Redaktion und Verwaltung: Wien VII. Museumstraße 5, Tel. 44 15 77. Eigentümer, Herausgeber und Verleger: „Schriften zur Zeit“ Ges. m. b. H. Verantwortlicher Redakteur: Franziska Klepp. Alle Wien VII. Museumstraße 5. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V.

FORVM erscheint am Beginn eines jeden Monats. Einzelpreis S 6.— (Deutschland DM 1.50, Schweiz Sfr. 1.50).

Abonnementpreis: halbjährig S 30.— (DM 7.50, Sfr. 7.50), ganzjährig S 60.— (DM 15.—, Sfr. 15.—)

USA und Übersee: ganzjährig US \$ 4.—.

Auslieferung für die Deutsche Bundesrepublik einschließlich Westberlins:

Verlag Albert Langen—Georg Müller, Auslieferung FORVM, München 19, Hubertusstraße 4

Einzahlungen im In- und Ausland: Creditanstalt Bankverein Wien, Konto FORVM lan-2513, oder auf Postsparkassenkonto 151.804.

Unverlangte Manuskripte werden nur dann zurückgeschickt, wenn ihnen das entsprechende Porto beiliegt.

INHALT

Monatskalender	162
Glossen zur Zeit	163
<i>Friedrich Torberg</i> : „Fast das ganze geistige Deutschland . . .“	166
<i>Jørgen Schleimann</i> : Leino putscht daneben	168
<i>Peregrine Worsthorne</i> : Das Wagnis des Disengagements	169
<i>Benedikt Kautsky</i> : Der neue Diktator	174
<i>Julian Gorkin</i> : Die Aktivität der Kommunisten in Spanien	176
<i>Bogdan Osadczyk-Korab</i> : Wie stark ist die ostdeutsche Opposition?	179
<i>George Mikes</i> : Malaien sind Mangelware	181

LITERATUR

<i>Heimito von Doderer</i> : Grundlagen und Funktion des Romans	183
In memoriam Theodor Kramer	186
<i>Hellmut Kotschenreuther</i> : Der eiserne Sprachvorhang	187

THEATER

Kritische Rückschau	188
<i>Friedrich Abendroth</i> : Vorwärts, es geht zurück	190
<i>Ernst Lothar</i> : Vom Sinn des Theaters in unserer Zeit (II)	191

MUSIK

<i>Hanns Winter</i> : Blumen und Dornen	194
---	-----

FILM

<i>Hans Winge</i> : Eine Wissenschaft vom Film	196
--	-----

FORVM DES LESERS, POST SCRIPTUM	199
---	-----

REDIGIERT VON FRIEDRICH ABENDROTH · FELIX HUBALEK · ALEXANDER LERNET-HOLENIA ·
FRIEDRICH TORBERG

Nicht signierte Beiträge sind Gemeinschaftsarbeiten von Mitgliedern der Redaktion
Signierte Beiträge drücken die Meinung ihrer Autoren aus, nicht unbedingt die des FORVM
Die „Post Scriptum“-Notizen von Friedrich Torberg sind durch „P. S.“ gekennzeichnet

1. Die Westmächte schlagen ein Botschaftertreffen in Moskau vor. — Die USA und Großbritannien geben bekannt, daß sie ihre Atomversuche so lange fortsetzen werden, bis ein internationales Übereinkommen erzielt ist. — Chruschtschew beginnt seine Reise durch Ungarn.
2. Moskau meldet geringe Veränderungen in der von Chruschtschew als neuem Ministerpräsidenten gebildeten Regierung. — Erdrutsch bei Wahlen in Kanada: 211 Sitze gehen an die Konservativen unter John Diefenbaker (bisher 113), nur 45 an die Liberalen unter Lester Pearson (bisher 104). Sozialisten: 8 (25). KP scheidet aus.
3. Spanien übergibt den Südteil seines Protektorates an das Königreich Marokko. — Bundeskanzler Raab in Rom.
4. Indonesische Regierungstruppen landen auf der mit den Aufständischen sympathisierenden Insel Celebes. — Washington beschließt Wirtschaftshilfe für den Sudan.
6. Stillstand des anglo-amerikanischen Vermittlungsversuchs in der Tunesienkrise. — Polnische Unterseeboote für Nasser. — Anwachsen der westdeutschen Anti-Atom-Bewegung. Protestversammlungen fordern Volksbefragung über die vom Bundestag bereits beschlossene Atomrüstung.
8. Verträge zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion über die Errichtung von Konsulaten, den Warenverkehr und die Rückführung von Deutschen aus Rußland. — Heftige Kämpfe im Süden Algeriens. — Indonesische Regierungstruppen beginnen eine Generaloffensive gegen die Rebellen in Sumatra.
9. Chruschtschew in Tatabanja: Die Sowjetarmee wird im Falle einer „neuerlichen Provokation“ in Ungarn wiederum eingreifen. — Kubanische Aufständische besetzen vorübergehend die Rundfunkstation von Havanna; in der Hauptstadt und in anderen Landesteilen wird heftig gekämpft. — Brentano bei Franco.
10. Ausschlüsse aus der Ungarischen KP wegen „revisionistischer und nationalistischer Tendenzen“. — Argentinien unterbricht die diplomatischen Beziehungen mit der Dominikanischen Republik.
11. Die Sowjetunion akzeptiert den westlichen Vorschlag einer Botschafterkonferenz. — Brief Eisenhowers an Gaillard wegen des Tunesienkonfliktes.
12. Treffen der Außenminister Polens, der deutschen Sowjetzone und der Tschechoslowakei in Prag. — Bonn: Die Bundesrepublik wird bis auf weiteres keine Atomwaffen produzieren. — Warnstreik der französischen Bergarbeiter.
14. Die Außenminister der NATO-Staaten tagen in Paris. — Gomulka: Die Partei wird ihre Kontrolle über die Gewerkschaften und Arbeiterräte wiederherstellen. Streiks sind illegal. — Konferenz der acht unabhängigen Staaten Afrikas in Accra. — Vormarsch der indonesischen Regierungstruppen in Sumatra und Celebes.
15. Die Regierung Gaillard beschließt direkte Verhandlungen mit Tunesien. — Kompromiß über deutsche Zahlungen für britische Truppen. — Spaltung der kommunistischen Parlamentsfraktion in Holland. — Protest der Sozialistischen Internationale gegen das Todesurteil, das in Budapest über den ungarischen Sozialdemokraten Josef Kovács verhängt wurde. — Heftige Kämpfe in den östlichen Provinzen von Kuba.
16. Regierung Gaillard mit 321 gegen 255 Stimmen gestürzt. — Adenauer in London. — Die NATO beschließt Verdoppelung ihrer Bodentruppen und Ausrüstung mit Raketen- und Atomwaffen. — Österreichische Regierungsdelegation in Belgrad.
17. Gromyko empfängt die westlichen Botschafter gesondert. — Die Westeuropäische Union beschließt gemeinsame Waffenproduktion. — Woroschilow in Warschau. — Indonesische Regierungstruppen besetzen Padang. — Wahlsieg der Nationalistischen Partei in Südafrika.
19. Die kommunistischen Parteien des Ostblocks lehnen die Teilnahme am Kongreß der jugoslawischen KP ab. — Die finnische Regierung wegen ihrer Landwirtschaftspolitik gestürzt. — Der amerikanische Verteidigungsminister McElroy bei Franco. — Kämpfe an der Grenze zwischen dem Jemen und dem britischen Protektorat Aden.
21. Die Kommunistische Partei Ungarns ordnet die Überprüfung aller Ärzte und Rechtsanwälte an.
22. Die Sowjetunion zieht im Sicherheitsrat ihre Beschwerde gegen die USA zurück. — Der Sekretär des ZK der KPdSU, Pospelow, kritisiert das neue Programm der jugoslawischen KP. — Angriffe Titos gegen den Ostblock auf dem Laibacher KP-Kongreß. — Eröffnung des ersten Parlaments der westindischen Föderation in Port of Spain (Trinidad). — Rücktritt der Regierung auf Malta, weil London der Insel die Unabhängigkeit verweigert. — Die indonesische Rebellenregierung räumt ihren letzten Stützpunkt Bukittinggi und proklamiert den Guerillakrieg.
23. Heftige Angriffe Rankovic' und Kardeljs gegen den Ostblock auf dem Laibacher Kongreß. Exodus der Ostblockdiplomaten. — Eisenhower lehnt zweiseitige Verhandlungen mit Chruschtschew ab. — Einigung zwischen Ägypten und den Suezkanal-Aktionären. — Zehnjährige Bestandsfeier des Staates Israel. — Deutschland-Plan der Labour Party: Neutralisierung des wiedervereinigten Staates unter Garantie der Großmächte.
24. Spaak in Bonn. — Norwegens Außenminister Halvard Lange: Die Sowjetunion besitzt Raketenabschußrampen in Ostdeutschland, der Tschechoslowakei und Polen.
25. Mikojan in Bonn. Unterzeichnung der deutsch-russischen Verträge. — Die USA laden internationale Beobachter zu ihren Atomversuchen ein. — Sturz der Regierung Erlander in Schweden über der Frage einer verbesserten Alterspension. — Parlamentsauflösung in Japan.
26. Die Sowjetunion fordert die Beiziehung Polens und der Tschechoslowakei zur Botschafterkonferenz. — Abschluß des Laibacher Kongresses: neues Parteiprogramm einstimmig angenommen, Tito wieder Generalsekretär. — Interimskabinett in Finnland. — Reise Nixons nach Südamerika.
28. Brief Eisenhowers an Chruschtschew: die Sowjetunion möge einer Luftinspektion über der Arktis zustimmen. — Britischer Atomversuch auf der Weihnachtsinsel. — Nasser nach Moskau. — Neue schwere Kämpfe in Algerien. — Generalstreik auf Malta. — Kämpfe im Protektorat Aden. — Angriff der indonesischen Regierungstruppen gegen Stützpunkte der Aufständischen in Celebes. — Schwedens Parlament aufgelöst.
29. Gromyko wendet sich gegen Eisenhowers Vorschlag einer Luftinspektion über der Arktis. — Die Westmächte lehnen die Beiziehung Polens und der Tschechoslowakei zu einer Botschafterkonferenz ab. — Rücktrittsabsichten Nehrus.
30. Hammarskjöld unterstützt im Sicherheitsrat den amerikanischen Plan für eine Luftinspektion über der Arktis. — Polens Kultusminister Kuryluk abberufen, vermutlich wegen einer zu „liberalen“ Politik. — Die USA geben die seit der Suezkrise eingefrorenen ägyptischen Guthaben frei. — 300 algerische Hilfspolizisten desertieren zu den Aufständischen. — Die indischen Behörden verhaften den Ex-Premier von Kashmir, Scheich Abd Ullah, wegen Agitation für die Unabhängigkeit seines Landes.

GLOSSEN ZUR ZEIT

TITO TANZT

weiter auf seinem Seil zwischen Ost und West. Was immer man sonst von ihm halten mag, in diesem Balanceakt entwickelt er atemberaubende Geschicklichkeit. Auf dem Laibacher Parteikongreß hörte man unfreundliche Worte gegen den Osten, freundliche Worte gegen den Westen, freundliche Worte gegen den Osten, unfreundliche Worte gegen den Westen. Wie sehr die Kommentatoren sich auch beeilten, die jeweilige „Schwenkung“ gegen Ost oder West zu registrieren — sie sahen sich am nächsten Tag des Kongresses unweigerlich von der nächsten „Schwenkung“ überrundet. Es wurde eben nicht weniger, aber auch nicht mehr geschwenkt als es für den kühnen Balanceakt seiner Natur nach erforderlich ist. Auf die östliche Kritik am neuen Parteiprogramm und auf das Fernbleiben der Ostblockdelegationen antworteten Tito und seine Stellvertreter Kardelj und Rankovic mit Äußerungen, an denen die relative Zurückhaltung ebenso bemerkenswert war wie die relative Aggressivität. Man war in Laibach viel weniger aus dem Häuschen, als man es, eben deswegen, im Kreml war. Der Kritik und Briskierung, die von dort ausging, folgten unvermittelt die freundlichen Worte, die Frau Furtsewa in Warschau für Tito hatte, und Chruschtschews herzliches Glückwunschtelegramm. Das deutet jedenfalls auf eine gewisse Konfusion im sowjetischen Jugoslawienkonzept.

Die jugoslawischen Kommunisten sind hart im Nehmen und im Geben. Sie können sich Dinge leisten, von denen die Führungsgarnituren der meisten anderen kommunistischen Staaten nicht einmal träumen dürfen. Für den historischen Blick ist die Ursache des Unterschieds unschwer zu entdecken: die jugoslawischen Kommunisten sind „*self-made men*“, die Kommunisten der Satellitenregime „*made in Moscow*“. Die einen sind in einem echten nationalen Befreiungskampf an die Macht gekommen und haben Wurzeln geschlagen; die anderen sind auf Bajonettspitzen importiert worden und hängen heute, dreizehn Jahre später, immer noch in der Luft.

Die einen wie die anderen sind Kommunisten. Aber der Westen soll über der Ideologie nicht die Politik vergessen. Es gibt für ihn interessante Kommunisten und uninteressante. Die jugoslawischen sind interessant.

STÄRKE

schadet auf keinen Fall: acht Monate lang waren die deutsch-russischen Gespräche über einen Handelsvertrag und ein Repatriierungsabkommen festgefahren; kurz nachdem man in Bonn die Atomrüstung der Bundeswehr beschlossen hatte, kamen die Verhandlungen wieder in Fluß und führten zu einem erfolgreichen Abschluß. Es wäre töricht, zu glauben, Moskau habe vor den Deutschen Angst bekommen und deshalb abgeschlossen. Aber als ebenso töricht erwies sich wieder einmal der Glaube, für Verhandlungen mit dem Kreml sei Schwäche förderlich und Stärke hinderlich. Die Verträge kamen gewiß nicht deshalb zustande, weil man in Bonn die Atomrüstung beschloß; aber sie scheiterten auch nicht daran.

Die Lehre ist nicht neu. In Moskau treibt man Realpolitik und schätzt Realpolitiker als Verhandlungspartner. Man schätzt dort gewiß auch Utopisten. Aber nicht als Verhandlungspartner, sondern als willentliche oder noch besser unwillentliche Propagandainstrumente. Solche Utopisten fragen, was denn in Moskau schon groß erreicht worden wäre: was ist ein Handels- und Schiffsabkommen gegen die Wiedervereinigung Deutschlands? Von dieser aber wurde weder bei den Moskauer Verhandlungen ernsthaft gesprochen, noch auch beim Besuch Mikojans in Bonn. Und das können die Utopisten nicht begreifen: daß man eben, um mit dem Kreml erfolgreich zu reden, erst die nötige Statur haben muß. „Wieviel Divisionen hat der Papst?“ soll Stalin einmal gefragt haben. Seine Nachfolger stellen ganz ähnliche Fragen.

—ing

NASSER IN MOSKAU

ist ein lieblicher Anblick. Wenn man die Photos betrachtet, die ihn im Kreise seiner Gastgeber zeigen, dann schwinden angesichts des vielen Lächelns, das einem da entgegenstrahlt, alle schlimmen Gedanken augenblicklich dahin. Zumindest schien das bei einer großen Anzahl westlicher Kommentatoren der Fall gewesen zu sein. Aus der Tatsache, daß Chruschtschew beim Herbeipfeifen botmäßiger (oder botmäßig zu machender) Staatsoberhäupter viel gemüthlicher verfährt als etwa Hitler, zogen sie den Schluß, daß es sich bei Nasser um keinen Botmäßigen handle. Bis zu einem gewissen Grad trifft das sogar zu, weil ja bis zu einem gewissen

Grad jede Halbwahrheit zutrifft. Aber wenn Nassers Botmäßigkeit gegenüber dem Kreml nach außen hin nicht eklatant sichtbar wird, so ist es nicht nur für Nasser von Wert; auch Moskau hat nichts dagegen, ihn sowohl vor der arabischen wie vor der westlichen Welt als „unabhängigen“ Gesprächs- und Verhandlungspartner erscheinen zu lassen. Er wird damit für den Westen nur desto attraktiver und umbuhlerswerter. Und wen der Westen umbuhlt, für den muß Moskau nicht so tief in die Tasche greifen.

Tatsächlich hat Washington zugleich mit der Freigabe der gesperrten ägyptischen Guthaben die sofortige Wiederaufnahme seines Hilfsprogramms für Ägypten angekündigt (wozu Nasser seinerseits durch eine termingerechte erfolgte Befriedigung der Suez-Aktionäre geschickte Handhabe bot). Und tatsächlich besteht ja in der Wiederaufnahme dieses Hilfsprogramms die überhaupt einzige Möglichkeit, die dem Westen noch verblieben ist, um den Koordinator der Sowjetstrategie im Mittleren Osten vielleicht doch noch zu bremsen. Man ist also glücklich wieder jener Schaukelpolitik ausgeliefert, mit der schon Tito so gute Erfahrungen gemacht hat und die sich in manchen ihrer Phasen von Erpressungspolitik kaum noch unterscheiden läßt. Immerhin: solange man noch erpreßt werden kann, bleibt nicht nur das Opfer vom Erpresser abhängig, sondern in gewissem Sinn auch der Erpresser vom Opfer. Gewiß die dürrtügste Basis einer gesellschaftlichen Beziehung, aber sie ist ausbaufähig. Und vielleicht nimmt der Erpresser eines Tages nicht nur Geld, sondern auch Vernunft an. Hoffnungen dieser Art bilden seit Jahr und Tag einen wesentlichen Bestandteil der westlichen Politik.

Was Nasser vom Westen haben will, ist klar. Auch was der Osten von Nasser haben will, ist klar. Aber was will Nasser — außer der Rücken- und Schaukeldeckung dem Westen gegenüber — vom Osten haben? Nun, auch darüber wurde jetzt Klarheit geschaffen. In seiner Moskauer Begrüßungsrede hat Nasser ganz ausdrücklich für das Verständnis gedankt, mit dem Chruschtschew „die Gefahr erkennt, die Israel als Bollwerk des Imperialismus im Mittleren Osten darstellt“. Das ist deutlich und ist ein schönes Geschenk zum zehnjährigen Bestandsjubiläum des Staates Israel, der offenbar die Erbrolle des Prügelknaben der Weltgeschichte

weiterzuspielen hat: jetzt stört er nicht nur die arabische Einheit, sondern die kommunistische noch dazu. Denn Bollwerke haben bekanntlich die Funktion, den Bewegungen des Feindes entgegenzuwirken. Und ein Bollwerk des Imperialismus kann das füglich nur in bezug auf eine dem Imperialismus feindliche Bewegung tun. Was für eine Bewegung mag das wohl sein? Nasser, der natürlich kein Kommunist ist, weiß es. Die Westmächte, die ihn dem Kommunismus nicht in die Arme treiben wollen, wissen es auch, dürfen sich aber nichts wissen machen, weil sie ihn sonst dem Kommunismus in die Arme treiben und ihre Position im Mittleren Osten einbüßen. Sie werden also versuchen, ihre Position auf Kosten ihres Bollwerks zu halten. Hei, wird das ein Geschaukel geben!

GOMULKA

hat sich aufs Schaukeln nicht richtig verstanden. Vielleicht war er zu ehrlich, um sich darauf zu verstehen, vielleicht war er nur zu ungeschickt und ist in einen falschen Rhythmus geraten. Jedenfalls ist die Schaukel zum Stillstand gekommen. Leer und leblos ragt ihr dem Westen zugekehrtes Ende in die Luft. Am östlichen Ende sitzt Gomulka und kann sich nicht helfen. Wenn man die jüngsten Zeitungsmeldungen aus Polen liest, muß man sich immer erst vergewissern, daß die betreffende Zeitung nicht vom Frühsommer 1956 datiert ist. Wurden die Posener Arbeiter, die damals auf die Straße gingen, nicht gerade deshalb niedergeknüpelt und niedergeschossen, weil die Regierung Ochab ihnen das Streikrecht verwehrte? Wurde von der Welle der Empörung, die daraufhin ganz Polen erfaßte, nicht eben dieser Ochab weggefeßt und Gomulka an die Macht getragen? Waren es nicht die jungen Studenten, die Schriftsteller, die Intellektuellen, die ihm den Weg bereiteten und offenhielten, die ihm Gefolgschaft und Hilfe leisteten, weil sie sich und ihr Schaffen endlich aus der Umklammerung eines sturen, von Moskau bestimmten Parteidiktats befreit hatten?

Das alles muß man sich vergegenwärtigen, um ganz zu ermessen, was seither in Polen geschehen ist und jetzt immer unverhohlener geschieht; was das von Gomulka erlassene Streikverbot, die von Gomulka durchgeführte Lahmlegung der Arbeiterräte bedeutet; was es bedeutet, daß nach der Einstellung von „Po Prostu“ nun auch die „Nowa Kultura“ eingestellt wurde, und daß der Kultusminister Kuryluk, der sie zu decken versucht hatte,

gehen mußte; was es bedeutet, daß der Roman eines (der katholischen Wochenschrift „Tygodnik Powszechny“ nahestehenden) Schriftstellers verboten wird, weil er den „Interessen des Staates“ zuwiderläuft; daß diesem Schriftsteller — er heißt Leopold Tyrman — der Paß entzogen wurde; daß jeder, der von der Linie abweicht, lebensgefährlichen Attacken der Regierungspresse ausgesetzt ist; und daß es eine Moskauer Delegation war, die diese Linie festgesetzt hat. Man kann sich denken, wie sie aussieht, diese Linie. Und man kann sich auch denken, wie eine Moskauer Delegation aussieht, die eigens nach Warschau kommt, um gegen „den antisowjetischen Ton“ in der polnischen Publizistik und gegen den „Mangel an sozialistischem Realismus“ in der polnischen Literatur einzuschreiten.

Ob Gomulka eine bestimmte „Konzeption“ oder gar ein „Ideal“ verraten hat, ließe sich wohl nur dann feststellen, wenn man mit Sicherheit wüßte, ob er ein solches „Ideal“, wie es sich 1956 zu manifestieren schien, überhaupt hatte. Aber daß er *sein Volk* verraten hat, dürfte feststehen. Denn es war das polnische Volk, es waren polnische Sozialisten und Liberale, polnische Marxisten und Katholiken, die *als Polen* ihr Vertrauen und ihre Hoffnungen an Gomulka hängten, als er den russischen Statthalter Rokossowski vertrieb, und die mit den Wahlen vom Januar 1957 ein seltenes Beispiel von politischem Wirklichkeitssinn gaben. Damals durfte man hoffen, daß auch Gomulka seinen politischen Wirklichkeitssinn mit einem gleichen Ausmaß von polnischem Selbstbewußtsein verbinden würde. Es scheint, als müßte man diese Hoffnung nun endgültig zu Grabe tragen. Und tragischerweise ist es gerade der politische Wirklichkeitssinn, der das polnische Selbstbewußtsein begräbt.

F. T.

AUF KUBA

wachsen die Bärte. Die Revolutionäre, deren Anführer der junge Jurist Fidel Castro ist, wollen erst dann wieder zum Friseur gehen, wenn sie das Regime des Diktators Fulgencio Batista gestürzt haben. Sie verzichten aber auf die bewährte südamerikanische Methode des militärischen „pronunciamento“ und haben nach europäischem Vorbild einen richtigen Partisanenkrieg inauguriert. Ihre Klein-Revolution ist entgegen lateinamerikanischer Tradition auch nicht als Folge wirtschaftlicher Depression ausgebrochen, son-

dern in einer Zeit höchster Konjunktur. Ihrer Partisanenarmee konzedieren die einen bis zu 5000, die anderen bestenfalls 1000 Köpfe. Sie ist eine buntgemischte Gesellschaft aus liberalen Studenten und Akademikern, sozialrevolutionären Arbeitern, konservativen Farmern und katholischen Landarbeitern. Batista bezeichnet sie insgesamt als Kommunisten, obgleich er sehr wohl weiß, daß die 20.000 Kommunisten Kubas in der ihm sehr ergebenden Gewerkschaftsbewegung des Faschisten Mujal amtieren. Andere reden von einer Nobel-Revolution, weil Castro von den reichen Plantagenbesitzern Geld bekommt. Am nächsten kommt man der Sache zweifellos mit der Feststellung, daß in Castros Lager so etwas wie der „repräsentative Querschnitt“ des kubanischen Volkes steht und daß man somit „in nuce“ eine echte Volksbewegung vor sich hat.

Fulgencio Batista, dessen historische Tat die Revolution der Unteroffiziere im Jahre 1933 war (es war damals offenbar Saison für Unteroffiziere einschließlich der Gefreiten), ist der älteste und erfahrenste aller lateinamerikanischen Diktatoren. Wahrscheinlich ist er auch der korrupteste. 1940 ließ er sich, nachdem er sieben Jahre lang als Graue Eminenz regiert hatte, von Faschisten und Kommunisten zum Präsidenten wählen. 1944 emigrierte er jedoch in die USA. Erst 1952 kehrte er mit einer Runde ehrbarer Ex-Gangster nach La Habana zurück und inthronisierte sich durch einen Putsch neuerlich als Präsident. Seither waltet er, womöglich noch korrupter als damals, auf alle Fälle aber noch brutaler, seines höchst lukrativen Amtes.

Im Juli 1953 gerieten die heutigen Rivalen Batista-Castro das erste Mal aneinander. Castro inszenierte damals in der Provinz Oriente eine Studentenrevolte, die jedoch über einen vergeblichen Sturm auf die Kasernen der „Regulares“ nicht hinauskam. Castro floh nach Mexiko, warb dort Freunde an und landete vor 16 Monaten mit einer alten Jacht und 81 jungen Männern an der Südküste von Kuba. Seither lassen sie sich die Bärte wachsen.

Castro weiß, daß er Batista in offener Feldschlacht nicht schlagen kann. Der Diktator hat ein Heer von 29.000 Mann und die noch im Amt verbliebenen Diktatoren-Kollegen schicken ihm fleißig Waffen, damit er dieses Heer modern ausrüsten kann. Die Partisanen verlegen sich also auf die Methode der Zermürbung des Gegners: sie stecken Plantagen in Brand, sie besetzen Bergwerke und Fabriken, sie errichten Straßensperren, sie sprengen

Brücken in die Luft, sie proklamieren Generalstreiks und machen durch Mundpropaganda dem batistatreuen Gewerkschaftschef Mual die Arbeiter abspenstig. Nur vor den angreifenden „Regulares“ ziehen sich die Partisanen in die Unwegsamkeit der Sierra Maestra zurück — und diese taktischen Rückzüge scheinen dadurch erleichtert zu werden, daß Batistas Soldaten geringe kämpferische Ambitionen zeigen. Castros größter Propagandaerfolg war zweifellos die Entführung des Autorennfahrers Juan Manuel Fangio am Vorabend des Rennens um den „Großen Preis von Kuba“.

Ob die für heuer angesetzten Präsidentschaftswahlen tatsächlich stattfinden werden, weiß man nicht. Sie könnten jedenfalls das Bild nicht ändern. Batista hat gelernt, Wahlsiege zu arrangieren. Um die Gewerkschaft bei der Stange zu halten, hat er alle Löhne erhöht, und einer seiner Korruptions-Intimi ist Solo-Kandidat. Das Geschäft mit der Macht würde in der Familie bleiben.

Und in der Sierra Maestra würden die Bärte dann gegen den neuen Mann wachsen.

DIE FÜHRER DER REBELLION

auf Sumatra — die sogenannten „jungen Obersten“ um den Obersten Simbolon — haben sich nach der Einnahme ihrer Hauptstädte Padang und Bukittinggi durch die Regierungstruppen nach Celebes zurückgezogen. Sie hoffen, es könnte ihnen dort gelingen, was auf Sumatra fehlgeschlagen war: der Zusammenschluß aller Kräfte, die den imperialistischen Zentralismus Javas, die „gelenkte Demokratie“ Soekarnos und dessen hasardierende Kommunistenfreundschaft ablehnen. Rebellen müssen hoffen können. Ohne Hoffnung verliert die Rebellion ihren Sinn.

Soekarnos Oberbefehlshaber General Nasution mag sich der Tatsache bewußt sein, daß sein Feldzug auf Sumatra keine große kriegerische Aktion war. Strategische Experten bescheinigen ihm, er habe die Landeoperationen bestens vorbereitet, die 6000 Mann seines Strafkorps klug eingesetzt und den Rebellen nach dem ersten Feuerwechsel nicht mehr Zeit gelassen, sich zu neuer Abwehr zu formieren. Andererseits waren Nasutions Truppen von Anfang an mit modernen amerikanischen Waffen ausgerüstet, und noch ehe die Expedition nach Sumatra aufgebrochen war, hatten auch die Sowjets und die Tschechen um-

fangreiche Waffenlieferungen geschickt. Den Rebellen half niemand — ein paar orientalische Waffenschmuggler ausgenommen. Vor allem half ihnen der Westen nicht, als dessen Partisanen sie kämpften.

Aus Djakarta erfährt man, daß sich bei Soekarno wieder die staatsökonomischen Alpträume einstellen. In einem geregelten Staatswesen müßte man den auf Java herrschenden Zustand als Bankrott bezeichnen. In „gelenkten Demokratien“ ist man nicht so aufrichtig. Man hat schließlich Freunde in Peking und Moskau, die im Gegensatz zu den Freunden der Rebellen bereit sind, sich die Freundschaft einiges kosten zu lassen. Sie verlangen vorerst nicht Geld, sondern nur politisches Honorar. Soekarno leistet eifrig solche à-conto-Honorare. Obgleich er es ist, der amerikanische Waffen hat, und obgleich seine Truppen überdies tschechische und sowjetische Waffen in großen Mengen erhalten haben, beschuldigt er die USA, sie hätten die Rebellen bewaffnet. Die Amerikaner, sagt er, trieben ein Spiel mit dem Feuer; er verbittet sich ausländische Einmischung; er droht unverblümt mit dem Einsatz sowjetischer „Freiwilliger“ und mit dem dritten Weltkrieg. Vor drei Monaten erlitt Soekarno einen Nervenzusammenbruch; heute fühlt er sich wieder stark. Der militärische Sieg seiner Armee über einen Gegner, der von vornherein erklärt hatte, er wolle die Entscheidung nicht auf militärischem Gebiet herbeiführen, erfüllt ihn mit verblüffender Arroganz.

Für den Westen ist Sumatra keine Niederlage — denn er hat nicht gekämpft. Aber für ihn gilt, was Alfred Polgar über die berühmte stehengebliebene Uhr schreibt: „In der organischen Welt heißt ein Mechanismus, der von sich keinen Gebrauch mehr macht, tot.“ Die westliche Freiheit macht im fernöstlichen Raum von sich keinen Gebrauch mehr. Ihr Verhalten wird andere Soekarnos lehren, daß es genügt, Moskau zum Freund zu haben, um mit allen nichtkommunistischen Weißen nach Gutdünken umspringen zu können.

Es gibt Leute, die hoffen, daß Soekarno als großmütiger Sieger nun den Anfang zu demokratischen und föderalistischen Reformen machen werde. Sie glauben, daß er kein Kommunist sei. Sie mögen sich erinnern, daß er von Chruschtschew als Genosse angesprochen wurde, und

darüber nachdenken, welcher Qualifikationen es wohl bedarf, um dieser Anrede gewürdigt zu werden.

c. g.

AN DER WIEGE

der österreichischen Freiheit wurde im Jahre 1955 viel davon gesungen, daß dieses Land „Mittler zwischen Ost und West“ zu sein habe. Skeptiker haben darauf hingewiesen, daß im Zeitalter der strikten ideologischen Spaltung der Welt wenig Spielraum für eine solche Mittler-tätigkeit bleibe. Aber das hat die offiziellen Theorien nicht berühren können. Es wird weitergemittelt. Im Jahre 1959 werden in Wien die kommunistischen „Weltjugend-festspiele“ stattfinden. Die Bundesregierung habe nichts anderes tun können, als hierzu ihre Einwilligung zu geben, erklärte der Bundeskanzler, „da sonst alle Kongresse, die auch nur im entferntesten in den Verdacht geraten, nach einer politischen Richtung zu tendieren, verboten werden müßten; bekennt man sich aber zu einer liberaleren Haltung, dann muß sich diese nach beiden Seiten auswirken.“

Sie wirke. Wenn es sich tatsächlich nicht vermeiden läßt, daß Wien von einem kommunistischen Propagandazirkus heimgesucht wird, dann nutze man wenigstens die Gelegenheit, die sich da bietet. Man Sorge dafür, daß die Teilnehmer durch die Stadt geführt werden, aber nicht nur zu den Denkmälern, sondern ins Parlament, zu den neuen Wohnbauten und Siedlungen, in die Bäder und Kommunalbetriebe. Man ermögliche den jungen Kommunisten den Besuch von Theater-vorstellungen, die sie zu Hause nicht sehen können. Man zeige ihnen die Gaststätten der Umgebung, die Ausfallstraßen am Wochenende und andere Brennpunkte des kapitalistischen Elends. Man lasse sie nachprüfen, wie eine durchschnittliche österreichische Familie arbeitet, wohnt und lebt. Die Führungen könnten von Funktionären des Bundesjugendringes besorgt werden, und im Anschluß daran wären die Teilnehmer zu Diskussionen einzuladen.

Das wäre einmal eine praktische Mittler-tätigkeit: der östlichen Jugend westliche Demokratie zu vermitteln. Die Ereignisse vom Herbst 1956 haben gezeigt, welche Bedeutung dieser Jugend zukommt. Sie hat Augen zu sehen und Ohren zu hören. Die kommunistischen Weltjugendfestspiele in Wien könnten einiges dazu beitragen, daß sie noch besser sehen und noch besser hören lernt.

bu—

„Fast das ganze geistige Deutschland . . .“

ZU DEN PROTESTAKTIONEN DER BUNDESDEUTSCHEN INTELEKTUELLEN

Da sie es selbst sagen, wird es wohl wahr sein: „In dieser Stunde protestiert fast das ganze geistige Deutschland!“ So rief der Hauptredner einer jener Protestversammlungen, die derzeit in der Deutschen Bundesrepublik geradezu en masse veranstaltet werden — besonders gerne von deutschen Intellektuellen, denen sich solcherart ein tiefer und normalerweise vergeblicher Wunsch erfüllt: der Wunsch nach unmittelbarer Berührung mit den Massen. Auch der Redner, der die oben zitierten flammenden Worte in die flammende Menge warf¹⁾, war ein deutscher Intellektueller, ein Schriftsteller, um es ganz genau zu sagen; einer mit zwei Vornamen sogar, aber das will nicht viel heißen und unsers kennt sich zwischen Hans Werner und Hans Hellmut, zwischen Heinz-Winfried und Claus-Henning und Vigoleis und Pritzkolet sowieso nicht aus. Im übrigen sind auch Hans Melchior Freiherr von Usler-Gleichen, Claus-Rainer Röhl und Hans-Dieter Roos dagegen, ohne daß wir wüßten, wer das ist. Aber daran tragen gewiß nur wir die Schuld, und wir möchten dieserhalb in keine internationalen Verwicklungen geraten; sondern möchten gleich eingangs feststellen, daß hier ausschließlich pro domo gesprochen wird, pro domo intellectus²⁾, damit das Haus des Geistes zu keinem Hause des Geheakten werde, in dem man dann, wenn überhaupt, nur noch vom Strick reden darf. Diese Gefahr besteht, wer wollte es leugnen. Und sie wird gerade von den bundesdeutschen Intellektuellen wacker geschürt. Das allerdings leugnen sie. Da protestieren sie geradezu.

Wogegen sie protestieren? Im Grunde gegen sich selbst. Aber sie tun's unter dem zügigen Schlagwort „GEGEN DEN ATOMTOD!“

*

Ob es wirklich „fast das ganze geistige Deutschland“ ist, das in dieser Stunde protestiert, oder nur das halbe geistige Deutschland, oder vielleicht das ganze fast geistige Deutschland: darüber wollen wir nicht lange streiten. Da werden wir, wie man hierzulande sagt, keinen Hans Werner brauchen. Wir halten uns, wenn es sein muß — und es wird im folgenden noch mehrfach sein müssen — ganz einfach an die famose „Kultur“ des famosen Desch-Verlags und an den Balkentitel, den sie sonder Skrupel über ihren Protestaufruf setzt: „DAS GEISTIGE DEUTSCHLAND PROTESTIERT“³⁾. Ganz einfach. Nur bitten wir um die Erlaubnis, dann auch ganz einfach „deutsche Intellektuelle“ sagen zu dürfen.

Dabei vermuten wir, daß sie gar nicht alle so sind, wie die „Kultur“ tut. Nicht einmal

alle, die mit der „Kultur“ mittun, sind deshalb schon so. Gewiß, der Verleger Rowohlt und der Pastor Niemöller, der Leonhard Frank und der Günther Weisenborn und noch ein paar andre: die sind so. Wenn die einen politischen Aufruf unterschreiben, dann wissen sie nicht nur warum, sondern sie wissen wozu, im Sinne von „cui bono“⁴⁾. Die meisten andern Untersreiber wissen das weder, noch interessiert es sie. Und keinesfalls ließen sie sich beibringen, daß schon die Unterschrift eines Wissenden, eines gepunzten Kommunisten das „cui bono“ solcher Aufrufe restlos deklariert. Hochgemut verweisen sie auf die vielen einwandfreien Persönlichkeiten, die „doch auch“ unterschrieben haben und die man „doch gewiß“ keiner kommunistischen Sympathien verdächtigen kann. Nein, natürlich kann man das nicht: sonst wären ihre Unterschriften ja völlig wertlos. Der Wert der Unverdächtigen besteht ja gerade darin, daß sie sich von den Verdächtigen einfangen lassen.

Der ungarische Humorist Frigyes Karinthy hat einmal einen fingierten Patentantrag für eine Reihe „unpraktischer Erfindungen“ verfaßt, unter denen sich auch der garantiert wirksame „Honigverbitterer“ befand: eine Essenz, von der ein einziger Tropfen genügt, um ein ganzes Faß Honig ungenießbar zu machen. Den gutwilligen Unterschreibern schmeckt's auch so. Und wenn beim einen oder andern die Gefahr besteht, daß er den Geschmack an der Sache verlieren könnte — nun, dann stellt man eben das Honigfaß noch ohne Verbitterer vor ihn hin. Das gehört so zu den kleinen, niedlichen Strategemen der Unterschriftensammler. Auch hat sich schon von manch einer mitgedruckten Unterschrift herausgestellt, daß sie in Wahrheit gar nicht gegeben wurde. Sie wurde nur nicht ausdrücklich verweigert, und jetzt ist sie schon erschienen, und wer macht sich schon die Mühe einer nachträglichen Richtigstellung. Aber das sind — zur Ehre der Sammler, nicht zur Ehre ihrer Objekte sei es gesagt — Ausnahmefälle. In der Regel wissen die Untersreiber, daß sie unterschrieben haben. Sie wissen nur nicht, was. Aus welchen Motiven unterschreiben sie?

Zum Teil aus den denkbar edelsten: weil sie sich um das Schicksal der Welt ehrliche Sorgen machen, weil sie nicht mit Unrecht der Meinung sind, daß die Atombombe eine Gefährdung der Menschheit darstellt, und weil sie beim besten Willen nicht einsehen, warum sie einer so eklatant berechtigten Meinung und Sorge keinen Ausdruck geben sollten:

„Selbstverständlich unterschreibe ich jeden Protest gegen Atombomben und Atombewaffnung“.

schreibt einer der Untersreiber des famosen „Kultur“-Protestes, und das ist

⁴⁾ lat. „zu wessen Nutzen“. Hol' uns der Teufel — aber bevor wir dank der freundlichen Mithilfe der bundesdeutschen Intellektuellen mit unsrem Latein zu Ende sind, möchten wir's noch ein paarmal anwenden.

aller Ehren wert. Er würde selbstverständlich auch unterschreiben, wenn eine solche Protestaktion zum Beispiel in Rußland stattfände. Aber dort findet sie zum Beispiel nicht statt. Das ist ihm noch nicht aufgefallen. Darüber denkt er nicht nach. Er unterschreibt nur. Selbstverständlich unterschreibt er. Und über etwas, was sich von selbst versteht, braucht man bekanntlich nicht nachzudenken. Oder doch?

„Ihre Aktion ‚Kampf dem Atomtod‘ zu unterschreiben, ist selbstverständliche Pflicht jedes fühlenden und denkenden Menschen“.

schreibt ein anderer. Er gibt auch gleich das Resultat seines Denkens bekannt:

„Es geht hier nicht um eine militärische und politische Entscheidung.“

Dies, wie gesagt, sind schon die Ehrenwertesten, sind die Fühlenden, die ethisch Motivierten, und zwar ethisch im Weltmaßstab. Sie haben eine gleichfalls ehrenwerte Unterabteilung, eine Art ethischer Lokalvertretung für Deutschland:

„Zu Zeiten des Dritten Reiches wurde der Intelligentschicht unseres Volkes immer wieder vorgeworfen, sie habe nicht rechtzeitig . . .“

Und das will sie sich ehrenwerter Weise kein zweites Mal vorwerfen lassen. Hier tritt eines der merkwürdigsten Phänomene in Erscheinung, das den deutschen Intellektuellen von heute anhaftet: der sogenannte Nachholbedarf an Zivilcourage. Daß er sich prompt in die verkehrte Richtung bewegt, werden sie erst beim drittenmal merken. Aber vom moralischen Standpunkt aus — der hier immer noch als der bestimmende zu gelten hat — ist selbst solcher Nachholbedarf besser als keiner:

„Wir, die Freunde einer durchgreifenden Demokratisierung, sind Feinde einer Restauration der militantreaktionären Kräfte unseres Landes“

holt einer von ihnen nach, und:

„Deutschland, das soviel Unheil über die Welt gebracht hat“,

besinnt sich ein anderer. Bei ihnen allen paart sich die Abneigung gegen das Atom mit der heftigen Befürchtung, daß Deutschland wieder groß werden könnte (und wahrlich: wer unter Deutschlands Größe je gelitten hat, wird diese Befürchtung teilen, auch ohne akuten Anlaß). Sie alle sind aus sozusagen antideutschen Motiven zu Anti-Atom-Protestierern geworden. Es ist weniger die Welt, die ihnen Sorge macht, als vielmehr Deutschland.

Natürlich kann diese Sorge ebenso gut patriotische Züge annehmen, d. h., daß man auch aus sozusagen prodeutschen Motiven ein Anti-Atom-Protestierer werden kann — entweder indem man in der Atomrüstung die endgültige (die wievielte endgültige?) Verhinderung der deutschen Wiedervereinigung erblickt, oder indem man schlicht und pauschal feststellt:

„Für mich ist eine atomare Bewaffnung der Bundeswehr gleichbedeutend mit dem Untergang Deutschlands.“

Und natürlich kann der Vorrang, den des Deutschen Vaterland hier zugebilligt bekommt (begreiflicher und immer noch

¹⁾ Hans Werner Richter auf einer Protestkundgebung in München, zitiert laut „Süddeutsche Zeitung“ vom 21. April 1958.

²⁾ Genitiv der vierten Deklinationsgruppe.

³⁾ „Die Kultur“ vom 15. April 1958; dieser Ausgabe sind auch die übrigen hier aufscheinenden Zitate entnommen.

ehrenwerter Weise), zu einer gewissen Verschiebung des Weltbilds führen:

„Betrachte Atomwaffen in den Händen deutscher Militärs als Provokation und Weltgefahr Nummer eins“

drahtet da einer, der's nicht billiger gibt und es außerdem für „unerlässlich“ hält,

„die politische Lüge einer Aggressionsgefahr zu entschärfen“.

An dieser Stelle nun, an der sich das Moralische nicht mehr von selbst versteht, beginnt man aufzuhorchen. Hier endet die Selbstverständlichkeit des Fühlenden und die Gedankenflucht des Denkenden, dem die politische und militärische Entscheidung nur als ethische wahrnehmbar wird — ein umgekehrter Don Quichote, der den Riesen für eine Windmühle hält. Nicht so der drahtige Bursche da. Dem ist das Politikum der zu treffenden Entscheidung völlig klar: aber als Lüge. Aggressionsgefahr? Bedrohung durch sowjetische Atomwaffen? Lüge. Die Wahrheit:

„Der Bundestag hat mit seiner Entscheidung für die atomare Bewaffnung . . . eine Bedrohung in die Welt gebracht“.

sagt einer, der's wissen muß, denn er führt Regie und heißt Erich Engel. Und wieder ein anderer weiß uns über die Herrschaftsambitionen des Kommunismus in toto zu beruhigen:

„ . . . als ob der Osten bzw. die Russen nichts anderes im Kopfe hätten, als die Welt mit Krieg zu überziehen und, sie erobernd, der bolschewistischen Herrschaft zu unterwerfen. Wenn das zuträfe (so wie die Herren Strauß oder Jäger sich das vorstellen), dann wäre eine Gegenrüstung noch zu vertreten. Allein so töricht sind ja die Russen nicht.“

Haben sie auch nicht nötig. Wenn die Gegenrüstung so aussieht, wie die Anti-Atom-Unterschriftreiter sich das vorstellen, dann geht's ja ganz von selbst. Dann fällt's ihnen ja in den Schoß. Und dann wird man sich höchstens den Kopf zerbrechen müssen, ob sie's überhaupt wollen. Denn

„daß Rußland die Bundesrepublik als Gebietszuwachs braucht . . . ist so lächerlich und absurd, als wollte das britische Empire Luxemburg annektieren . . .“

Ganz genau so. Der Mann hat Geheiminformationen. (Es ist schon wieder wer anderer — ein einzelner kann das ja gar nicht bewältigen.) Und im Interesse einer vernünftigen deutschen Politik ist er sogar bereit, seine Quelle preiszugeben:

„Ich würde unseren Politikern der CDU empfehlen, doch mal die politischen Aufsätze Dostojewskys zu lesen. Es würde ihnen dann klar werden, wohin Rußland politisch-geographisch tendiert und immer tendiert hat.“

Jedenfalls nicht zu uns rüber. Und wohin der Iwan sonst tendiert, das kann

uns ja wohl piepe sein, wie? Hier wird der ethischen Lokalvertretung für Deutschland eine zynische Subvertretung angeliefert, die vielleicht besser täte, doch mal den Mund zu halten — sonst merkt man gar zu deutlich, woher der Friedenswind bläst. Aber i wo. Der ist nun mal im Schuß:

„Man will rüsten um des Rüstens willen, weil dabei gute Geschäfte zu tätigen sind.“

Kusche. Nein, der heißt so. Ludwig Kusche, aus der Sparte „Musik, Theater und Film“, die in der Unterschriftenliste besonders zahlreich vertreten ist. (Man kann die deutschen Schauspieler allmählich in Unterschreiber und Ambesser einteilen.) Hier liegt abermals ein höchst seltsames Phänomen vor. Es läßt sich — die Gutgläubigen und Naiven sowieso und immer ausgenommen — mit bloßem Geltungstrieb nicht erklären. Auch bleibe außer Betracht, daß es sich da und dort vielleicht um den Abschluß einer kleinen Rückversicherungspolizze handeln könnte, daß der und jener vielleicht daran dächte, sich für den Fall der Fälle, man weiß ja nie was kommt, auf seine Unterschrift unter einem Manifest zu berufen, das man doch gewiß keiner antikommunistischen Sympathien verdächtigen kann⁵⁾. . . nein, so einfach ist das nicht. Da kommt noch etwas hinzu, eine sehr spezielle Form von Eitelkeit, die sich nur bei solchen Anlässen befriedigen läßt: nämlich die eigene Bedeutung, die eigene Wichtigkeit auf einem andern als dem eigenen Gebiet bestätigt zu bekommen. Nicht daß es sich um ein „höheres“, sondern daß es sich um ein andres Gebiet handelt, ist hiebei wesentlich. Denn die geheimnisvolle Lokung wirkt durchaus wechselseitig. Die Dichterfürsten und Wissenschaftler fühlen sich durch die Nachbarschaft der Film- und Bühnenprominenz ebenso geschmeichelt, wie vice versa. Der Herr Professor hat plötzlich sex appeal und der Bon vivant einen Gelehrtenvollbart, weil beide gegen die Atombombe sind.

*

Ach ja, gewiß, manchmal schießen sie mit ihrer Gegnerschaft ein wenig übers Ziel; und manchmal nicht nur ein wenig, sondern so weit, wie hoffentlich auch die Fernraketen übers Ziel schießen werden, über Deutschland hinweg, von beiden Seiten. Unten aber, unter dem aus lauter Flugbahnen gewölbten Dach, sitzen die deutschen Intellektuellen und begehren, nicht schuld daran zu sein. Denn auch diese Spielart des Nachholbedarfs fällt noch ins Gewicht: das Schuldlosigkeits-Bedürfnis. Wie werde ich am besten schuldlos? Indem ich dagegen bin. Schuld sind die Amis, die waren's ja schon in Hiroshima, die wollen das ja, die geben ja keine Ruhe, na schön, sollen mal sehn,

⁵⁾ Die famose „Kultur“ bringt im gleichen Heft und Zusammenhang u. a. ein Interview mit dem SPD-Abgeordneten Helmuth Schmidt und berät sich mit ihm u. a. über die Notwendigkeit, „den Antibolschewismus als Zweckpropaganda zu entlarven“.

wie sie damit fertigwerden. Aber uns erzählen die nichts mehr. Uns nicht. Wir haben uns glücklich aus der Misere herausgemauert, und da wollen wir jetzt bleiben: draußen. Wo? Nun, eben draußen. Irgendwo in einem luftigen Phantasiegebäude, in das wir jetzt allesamt übersiedeln, pensioniert von der Weltgeschichte und zutiefst überzeugt, daß es gegen Waffen nur einen einzigen Schutz gibt, nämlich keine zu haben, und zur Verhinderung von Aggressionen nur ein einziges Mittel, nämlich sie einzuladen. Wir sind gegen den Atomtod.

Und da wäre nun an die Schuldlosen und Couragierten endlich die Frage zu richten: wer denn eigentlich nicht gegen den Atomtod ist? Denn ach, die deutschen Intellektuellen, angefangen von den im wahrsten Sinn entwaffnend Gutgläubigen, denen nur das Wohl der Menschheit am Herzen liegt und weiter denken sie an nichts, bis zu den moralisch getarnten Zynikern, die den ungestörten Betrieb ihres Wirtschaftswunders mit der abgesicherten Ruhe eines Trappistenklosters auf Tahiti koppeln möchten — diese deutschen Intellektuellen haben es mit ihrem unentwirrbaren Durcheinander an höchster Ehrlichkeit und flachster Demagogie, aus schauernd erinnertem und panisch vorweggenommenem Grauen, aus raffiniertester Rabulistik und primitivster Binsenweisheit doch richtig zuwege gebracht, daß jeder, der ihrer unwidersprechlichen Parole „GEGEN DEN ATOMTOD!“ dennoch widerspricht, in den ausweglosen Verdacht gerät, für den Atomtod zu sein, ja schon die Hand am Drücker zu haben und ihn entfesseln zu wollen. Dem ist nicht so. Um der geistigen Klarheit willen, von der am Beginn die Rede war und auf die es zum Schluß hinauskommen soll, um der Klarheit im Hause des Geistes willen: dem ist nicht so. Man kann gegen den Atomtod und gegen die Atomprotestierer sein. Es wäre sogar möglich, daß es zur Verhinderung des Atomtods überhaupt keinen andern Weg gibt, als gegen die Atomprotestierer zu sein. Das sollten sie immerhin bedenken. Und sollten denen, die es glauben, zumindest die gleiche Glaubenstreue und Ehrlichkeit konzedieren, die sie ihren eigenen Parolen konzediert wissen wollen.

Irgendwelche Konsequenzen brauchen sie daraus nicht zu ziehen. Denn die Parole „Lieber tot als Sklav!“ ist ungleich anspruchsvoller als die Parole „Gegen den Atomtod!“, ist vielleicht gar heroisch — und wer auf Erden hätte das Recht, seinem Nebenmenschen Heroismus abzufordern? Was man fordern darf, sogar von deutschen Intellektuellen, ist höchstens Denkfähigkeit und — immer mal wieder — geistige Klarheit.

Lieber Sklav' als tot? In Ordnung. Die deutschen Intellektuellen vergessen nur, daß der Sklave, wie schon der Name sagt, nicht mehr Herr seines Lebens ist. Es könnte ihnen passieren, daß sie eines Tages Sklaven und tot sind.

FRIEDRICH TORBERG

LEINO PUTSCH DANEBEN

BRIEF AUS HELSINKI

Im Jahre 1948 wurde die Tschechoslowakei ein Satellit Moskaus. Heute weiß man, daß in diesem Jahr ein gleiches Schicksal auch Finnland zugeadacht war. Nur der Patriotismus eines „Nationalkommunisten“ rettete das Land. Der Mann heißt Yrjö Leino, und seine Geschichte findet sich in dem jetzt veröffentlichten Memoirenband des ehemaligen finnischen Kommunisten Arvo Tuominen.

Leino war damals Finnlands Innenminister, „starker Mann“ der finnischen Kommunistischen Partei, Schwiegersohn des Kreml-Veteranen O. W. Kuusinen, und im Besitz des vollen Vertrauens der Sowjetführung. Nach dem Muster jener Politik der Einschüchterung, die gegenüber der Tschechoslowakei so erfolgreich gewesen war, forderte Stalin im Frühjahr 1948 von Finnland einen Freundschafts- und Beistandspakt. Am Vorabend seiner Abreise nach Moskau als Mitglied der finnischen Delegation besuchte Leino insgeheim den Oberkommandierenden der finnischen Armee, Aarne Sihvo. Er forderte den General auf, für die Dauer des Aufenthaltes der Regierungsdelegation in Moskau Ordnung und Frieden im Lande aufrechtzuerhalten. Er hätte, sagte Leino, in rechtsextremistischen Kreisen eine gewisse Aktivität bemerkt, aber „auch aus anderer Richtung sind ernsthafte Unruhen zu erwarten“.

General Sihvo verstand den Wink. Unmittelbar nach der Unterredung alarmierte er die Armee. Die nach Helsinki führenden Straßen und die strategischen Punkte in der Stadt selbst wurden militärisch besetzt. Die von den Kommunisten kontrollierte Staatspolizei, Leinos Machtinstrument, wurde entwapfnet. Des Vorteils der Überraschung und ihrer besten Stoßtruppe beraubt, unterließen die Kommunisten jeden Versuch, ihren Umsturzplan auszuführen.

Nach wochenlangen Verhandlungen wurde in Moskau der finnisch-sowjetische Pakt abgeschlossen. Im finnischen Parlament wurde kurz darauf von den Konservativen ein Mißtrauensvotum gegen Leino eingebracht. Leino weigerte sich zurückzutreten und wurde einige Tage später von Staatspräsident Paasikivi seines Postens enthoben. Die Kommunisten inszenierten Proteststreiks, aber der Präsident blieb hart. Schließlich wurde der bisherige Erziehungsminister Eino Kilpi,

ein früherer Sozialdemokrat, Leinos Nachfolger als Innenminister.

Die Affäre Leino wurde damals in Finnland und im Ausland viel kommentiert. Präsident Paasikivi wurde zu seiner Standhaftigkeit beglückwünscht. Nun aber muß dieser Teil der finnischen Geschichte neu geschrieben werden. Als der Staatspräsident den Innenminister enthob, wußte er schon, daß dieser an General Sihvo jene Informationen weitergegeben hatte, die ihn in kommunistischen Augen zu einem Verräter machten. Leino im Amte zu belassen, wäre gegenüber Moskau eine größere Provokation gewesen als ihn zu entfernen.

Auch die Kommunisten waren damals über Leinos Rolle bereits informiert. Als General Sihvo seine militärischen Maßnahmen getroffen hatte, erschien kurz darauf eine Delegation kommunistischer Abgeordneter bei ihm, um Aufklärung zu fordern. Sihvos politische und diplomatische Fähigkeiten dürften geringer sein als seine militärischen. Er sah keine Ursache, Leino zu decken und antwortete, alles geschehe in voller Übereinstimmung mit dem Innenminister. Die Kommunisten wußten, woran sie waren. Das Ziel der nachfolgenden Streikbewegung war nicht, Leino in seinem Amte zu erhalten, sondern dieses in kommunistischen Händen, auch um den Preis, daß der Innenminister zunächst noch Leino hieß.

In den inneren Zirkeln der Kommunistischen Partei begannen unmittelbar nach dem Ende der Streiks die Angriffe auf Leino. Sie endeten damit, daß Leino zu einem geeigneten Zeitpunkt wegen Parteischädigung ausgestoßen wurde.

Leino berichtete später, wie plötzlich die Haltung der Sowjetführer ihm gegenüber sich veränderte, als sie während der Moskauer Verhandlungen die Nachricht seines „Verrates“ aus Helsinki erhielten. Er wurde daraufhin zu einem Erholungsurlaub auf der Krim eingeladen und fühlte sich erst wieder sicher, als er auf dem Flugplatz von Helsinki finnischen Boden betrat.

Außer seiner Parteimitgliedschaft verlor Leino damals auch seine Frau. Hertta Kuusinen blieb nicht ihm, sondern dem Kreml treu, und äußerte sehr bald in aller Öffentlichkeit ihren Abscheu über seine „verräterische“ Haltung.

Leino hat über seine Warnung an General Sihvo nie etwas verlauten lassen. Die Enthüllungen in dem Memoirenband

Tuominens hatten daher in der finnischen Öffentlichkeit starke Wirkung. General Sihvo bestätigte die seltsame Geschichte in jedem Detail. Leino selbst blieb stumm. Wie ich herausfinden konnte, führt er das Leben eines Untergetauchten. Als Polizeichef hatte er nach dem Kriege Antikommunisten dem MVD übergeben; er kennt dessen Methoden gut.

In Helsinki meint man, daß Leino darauf hofft, seine „nationalkommunistische“ Haltung vor der Partei eines Tages zu rechtfertigen und so Gelegenheit zu einem Comeback zu haben.

Sein ehemaliger Parteifreund Tuominen ist überzeugt, daß Leinos Beweggründe in einem patriotischen „Nationalkommunismus“ zu suchen sind. Er müßte es wissen. Auf dem Höhepunkt seiner eigenen Karriere als Mitglied des Komintern-Präsidiums, als Partei- und Gewerkschaftsführer lehnte er Stalins Angebot ab, den Vorsitz der Quisling-Regierung zu übernehmen, die von den Sowjets in Terijoki während des Winterkrieges 1939 gebildet worden war. Er hatte zwischen Finnland und Stalins Rußland zu wählen. Er wählte sein eigenes Land.

Was ist „Nationalkommunismus“? Ich glaube, Leino und Tuominen, nicht anders als Djilas und Nagy, hatten nicht so sehr politische als persönliche Entscheidungen zu treffen. Es handelte sich um Akte männlichen Anstands — um nichts mehr. Freilich ist das sehr viel und etwas ganz anderes als die Konzessionen von Diktatoren wie Tito und Gomulka.

Die Affäre Leino ist in den Memoiren Tuominens nur eine Episode. Sie sind voll von neuen, wertvollen Informationen. Tuominen war z. B. Teilnehmer der Kominterntagung 1937, die mit der Verurteilung Béla Kuns endete. Sein Bericht darüber ist eines der dramatischsten und schreckenenerregendsten Zeugnisse des Terrors der Stalin-Ära, die ich je gelesen habe.

Zornerfüllter Rückblick steht jedoch nicht im Programm des ehemaligen Kommunisten Tuominen. In einer langen Unterredung mit ihm gewann ich das Bild eines wohlausgeglichene und erfahrenen Politikers, dessen tief demokratische Überzeugung gerade in jener Zeit wurzelt, die er im Dienste kommunistischer Verschwörung verbrachte. Er ist heute daran, das aufzubauen, was er zwanzig Jahre lang zerstören half: die finnische Sozialdemokratische Partei, in der ihm, wenn ihr großer alter Mann Vainö Tanner einmal gehen sollte, eine führende Position offenzustehen scheint.

JÖRGEN SCHLEIMANN

Das Wagnis des Disengagements

Das Bedürfnis nach Frieden und geordneten Verhältnissen ist in der westlichen Welt so tief verwurzelt, daß manche ihrer Staatsmänner immer wieder der Versuchung unterliegen, den Konflikt mit dem Osten als bloßes Mißverständnis zu interpretieren, das durch Geduld und guten Willen beseitigt werden könnte. Sie scheinen unfähig zu begreifen, daß der Kommunismus wirklich *meint*, was er sagt. Wenn Chruschtschew versichert, die sowjetische Außenpolitik sei unverändert, so glauben sie es ihm nicht. Auf dem Höhepunkt der Genfer Friedensoffensive sagte er: „Wenn jemand vermutet, daß wir Marx, Engels und Lenin vergessen haben, so irrt er. Das wird erst geschehen, wenn die Krabben pfeifen lernen.“ Chruschtschew glaubt offenbar nicht, daß die Krabben je pfeifen werden. Jene westlichen Staatsmänner glauben es.

Mit Aussprüchen, die das unbeirrbar Festsitzen der sowjetischen Führung an der Weltrevolution beweisen, könnte man Seiten um Seiten füllen. Man würde dennoch jene Ungläubigen im Westen nicht überzeugen. Wie Aneurin Bevan bestehen sie darauf, daß die Sowjetführer nur noch aus Gewohnheit von der Weltrevolution reden; es handle sich um „rituelle Übungen“, denen kein anderes Gewicht zukäme als den christlichen Formeln, mit denen die Staatsmänner des Westens ihre öffentlichen Äußerungen unterspicken.

GLAUBE UND VERNUNFT

Wenn Bevan von „rituellen Übungen“ spricht, so sagt er damit mehr und anderes als er beabsichtigt. Selbst wenn nämlich Chruschtschew den Glauben an die Weltrevolution entgegen seinen Versicherungen verloren hätte, so legt doch gerade die Tatsache, daß er in den „rituellen Übungen“ dennoch von ihr spricht, den Gedanken nahe, daß seine Zuhörer diesen Glauben *nicht* verloren haben. Chruschtschew wäre also bestenfalls der Gefangene eines Glaubens, den *er* nicht mehr hat, wohl aber, nach vierzig Jahren der Indoktrination, das russische Volk oder zumindest die Funktionärsschichte, auf der Chruschtschews Macht beruht.

Chruschtschew ist ein Diktator. Aber er herrscht mittels der Kommunistischen Partei. Er kann dem Glauben nicht abschwören, der sie und damit ihn an der Macht hält. Es ist daher bedeutungslos, wenn Bevan versichert, Chruschtschew scheine ein ganz vernünftiger Mann zu sein. Selbst wenn er das hätte, was wir im Westen Vernunft nennen, könnte er im Osten ihren Regeln nicht folgen. Zumindest dürfen wir nicht annehmen, er wäre unvernünftig genug, dies zu versuchen.

Und wie steht es mit der Wasserstoffbombe? Sie, von der Marx und Lenin sich nichts träumen ließen, hat doch zweifellos aus der Weltrevolution einen absurden Anachronismus gemacht? Der Marxismus-Leninismus bezeichnet den Krieg als unentbehrlichen Geburtshelfer der Revolution. Aber unter den heutigen Verhältnissen heißt

das: der Weltrevolution muß die Weltzerstörung vorausgehen. Das ist eine Formel, die selbst für die fanatischsten Kommunisten schwer zu verdauen wäre.

Die sowjetischen Äußerungen zu diesem Thema sind überaus aufschlußreich. Bis 1954 lautete die offizielle Doktrin, ein Krieg mit Kernwaffen würde nur die kapitalistische Zivilisation zerstören, nicht jedoch die sowjetische. Aber am 21. März jenes Jahres sagte Malenkov die Wahrheit: „Ein Krieg mit Kernwaffen würde *alle* Zivilisation auf Erden vernichten.“ Diese neue These schloß den Verzicht auf gewaltsame Durchsetzung der Weltrevolution in sich. Als die Sowjetführung diese Implikation erkannte, ließ sie die neue These wieder fallen. Schon am 26. April 1954, wenige Wochen nachdem er sie vor dem Obersten Sowjet ausgesprochen hatte, mußte Malenkov sie widerrufen und zu der alten Doktrin zurückkehren, daß ein Atomkrieg nur die kapitalistische Zivilisation vernichten würde.

In der *Prawda* vom 26. Februar 1955 wurde die sowjetische Stellung zum Atomkrieg endgültig fixiert: „Nur politische Abenteurer glauben, daß sie mit Hilfe der Kernwaffen den Fortschritt der Menschheit aufhalten können. Waffen werden niemals die Gesetze der gesellschaftlichen Entwicklung verändern oder gar aufheben.“ Im Dezember 1955 wurde Bulganin noch deutlicher: „Durch die Tatsache, daß sowohl der Osten wie der Westen Kernwaffen besitzen, wird die Möglichkeit eines Weltkrieges keineswegs automatisch ausgeschaltet.“ Das ist bis heute die offizielle kommunistische Auffassung.

ERFOLG DES SCHLECHTEN BENEHMENS

Wissen die Sowjetführer selbst nicht, was ein Atomkrieg bedeutet? Das ist unvorstellbar. Also wissen sie es, wünschen es jedoch zu verschweigen. Dafür haben sie gute Gründe. Jedes Abrücken von der Weltrevolution bringt ihr Regime ins Wanken und bedeutet für die Führungsgruppe, die dieses Abrücken vollzieht, eine fatale Schwächung. Das Schicksal Malenkows weist in diese Richtung. Wenn die Sowjetführer behaupten, sie könnten einen Atomkrieg gewinnen, so schaffen sie sich überdies die Möglichkeit, jenes Gleichgewicht des Schreckens, das ihre westlichen Gegner so offensichtlich lähmt, zu ignorieren. Das gibt ihnen eine Freizügigkeit, die sie weidlich ausnützen. Als sie in Polen und Ungarn Schwierigkeiten hatten, machte ihnen der Westen klar, daß er sie nicht zu einem Vabanquespiel mit Atomwaffen treiben werde. Als aber Großbritannien und Frankreich während des Suezkonfliktes in einer ähnlich schwierigen Situation waren, drohte die Sowjetunion ausdrücklich mit der Anwendung von Raketenwaffen.

Es ist wahr, daß ein Atomkrieg unmöglich ist, weil er alle Zivilisation vernichten würde. Aber nur der Westen benimmt sich danach. Die Sowjetführung ignoriert diese Wahrheit und der Erfolg gibt ihr recht.

Das Gleichgewicht des Schreckens ist kein Band, das Ost und West in gleichem Maße bindet. Die Leute im Westen, die das Gegenteil behaupten, sind Opfer jenes

Der Autor, 34 Jahre alt, Leitartikler des *Daily Telegraph*, schrieb für das „Conservative Political Centre“ eine Broschüre „Dare Democracy Disengage?“, deren Grundgedanken wir hier vorlegen.

alten Irrtums, daß Argumente, die für den Westen schlüssig sind, es auch für den Osten sein müssen. Im Marxismus-Leninismus steckte aber schon immer eine gewaltige Portion Unlogik, ohne daß es die Kommunisten bisher gestört hätte.

Dafür, daß Ost und West friedlich nebeneinander leben sollten, gab es immer schon Gründe und sie waren kaum weniger zwingend als heute das Gleichgewicht des Schreckens. Die Kommunisten haben sie dennoch stets ignoriert. Als Lenin und Mao im Innern und Äußern ungeheuren Schwierigkeiten gegenüberstanden, glaubten die Kommunisten dennoch an die Weltrevolution. Heute sollten sie nicht mehr daran glauben, nachdem sie so erfolgreich waren, daß sie sich tatsächlich an der Schwelle ihres gelobten Landes fühlen können? Sie gaben nicht auf, als sie keinerlei Trümpfe in der Hand hatten. Heute, da sie sich im Begriff glauben, die Partie zu gewinnen, sollten sie bereit sein, die Karten aus der Hand zu legen? Nichts, was Chruschtschew je gesagt oder getan hat, berechtigt zu einer solchen Annahme.

Es ist möglich, daß in der Sowjetunion große Veränderungen vor sich gehen, daß dort eine neue Bourgeoisie an die Macht kommt und darauf bedacht sein könnte, den Status quo zu erhalten, von dem sie so viel profitiert. Es ist möglich, daß infolge dieser Veränderungen die Sowjetunion das Ziel der Weltrevolution mit der Zeit aufgibt, um Mitglied einer geordneten internationalen Gemeinschaft zu werden. Das alles ist möglich. Aber dürfen wir Möglichkeiten, weil wir sie von Herzen herbeiwünschen, für Wirklichkeit halten? Ist es Aufgabe der Diplomatie, Wunschträume für wahr zu halten? Oder ist es ihre Aufgabe, statt das Beste zu hoffen, auf das Schlimmste gefaßt zu sein?

FRIEDE ALS KRIEG

Man muß deshalb nicht glauben, die Sowjetunion wolle unbedingt den Krieg. „Wir Kommunisten“, sagte Stalin einmal zu H. G. Wells, „sind keine Anbeter der Gewalt. Wir halten sie für überflüssig, wenn die herrschenden Klassen uns freiwillig weichen.“ Friedliche Koexistenz hat in der marxistisch-leninistischen Theorie immer schon eine große Rolle gespielt. „Wir werden uns gerne und ohne Zögern einem anderen Lande friedlich nähern“, sagte Stalin, „wenn es unsere Interessen erfordern.“ Er begann die heute noch andauernde Politik der Koexistenz etwa sechs Monate vor seinem Tode, weil „die Entspannung die Konflikte unter den kapitalistischen Staaten nur noch verschärfen wird“.

Die Drohung mit dem Krieg ist nur eine Seite der sowjetischen Medaille. Die andere ist die Friedensoffensive. Für uns ist der Friede ein Ziel an sich, für die Sowjetunion ist er eine Form des Krieges. Zwischen zwei so verschiedenen Partnern ist Vertrauen ausgeschlossen und der Umfang möglicher Vereinbarungen von vornherein begrenzt. Zu einer Zeit, da wieder eine „Gipfelkonferenz“ ins Haus steht, sollten wir uns dessen erinnern.

Die Frage, die sich der Westen vorlegen muß, lautet: Werden wir nach Abschluß der Besprechungen in einer besseren Position sein, den Kampf fortzusetzen, oder in einer schlechteren? Werden wir stärker sein oder schwächer? Das ist nicht Machiavellismus. Das ist einfach Vernunft. Denn genau mit diesen Fragen wird die Gegenseite sich

an den Konferenztisch setzen. Ihr Ziel wird keine echte Vereinbarung sein, sondern ein neuer Ausgangspunkt für den Kampf um die Weltrevolution.

„In der Politik wie in der Mechanik“, schrieb John Stuart Mill, „muß die Kraft, welche die Maschine in Gang hält, von außen kommen. Gibt es keine solche Kraft, wird die Maschine nicht funktionieren“. Die Kraft von außen, die Mill meinte, war die *Moral*. Sie fehlt heute in der Weltpolitik. Wer das vergißt, konstruiert Maschinen, die nicht funktionieren können. Die wichtigste derartige Konstruktion, die im Westen derzeit empfohlen wird, ist das „Disengagement“.

KONFRONTATION ODER RÜCKZUG

Disengagement ist das Gegenteil von Engagement: es bedeutet Abbau der Verpflichtungen, Rückzug. Seit es eine atlantische Bündnisgemeinschaft gibt, ist es das Herzstück ihrer Politik, westliche Truppen Aug in Aug mit der Sowjetarmee zu stationieren, um deren weiteren Vormarsch zu verhindern. Die Befürworter des Disengagements erklären, daß dies heute nicht mehr nötig sei. Die Sowjetunion habe nicht die Absicht, in Westeuropa einzumarschieren. Sie fürchte den Atomkrieg ebenso sehr wie der Westen. Deshalb sei die Stationierung größerer amerikanischer und britischer Truppeneinheiten in Westdeutschland nicht nur unnötig, sondern sogar besonders gefährlich. Durch die unmittelbare militärische Konfrontation der Großmächte auf deutschem Boden könnte gegen deren Willen jeden Augenblick ein neuer Weltkrieg aufflammen. Die Gefahr, die man dabei vor allem im Auge hat, ist ein neuer Aufstand in Ostdeutschland, der die Truppen der einen wie der anderen Seite zum Eingreifen veranlassen könnte.

Warum soll man also nicht übereinkommen, die Truppen zurückzuziehen, die sowjetischen aus der Ostzone und die westlichen aus der Bundesrepublik? Das Interesse des Kremls an Osteuropa werde ohnehin immer geringer, behaupten die „Disengager“. Er betrachte Osteuropa immer mehr als Mühlstein um den Hals und nicht als schützendes Glacis. Die Ereignisse des November 1956 hätten ihn überzeugt, daß die Satelliten militärisch eher ein Quell der Gefahr als der Stärke seien und wirtschaftlich eher eine Last als eine Hilfe.

Natürlich könnten die Russen niemals einer Zurückziehung der Truppen zustimmen, solange die Bundesrepublik Mitglied der NATO ist — darin sind sich alle Disengager einig. Die Bundesrepublik und erst recht ein vereinigtes Deutschland müßten der NATO fernbleiben. Bisher wurde freilich der deutsche Beitrag zur NATO als unentbehrlich angesehen. Aber die Disengager halten das für ein Vorurteil aus einer Zeit, da der Westen in übertriebener Weise auf militärische Sicherheit bedacht war.

Die realistischeren Disengager erkennen, daß ein einfacher Rückzug aller fremden Truppen aus Deutschland ein zu gutes Geschäft für die Russen wäre. Abgesehen vom militärischen Aspekt würde der Westen einen echten Alliierten opfern, der Osten nur einen unsicheren Satelliten. Wir sollten also darauf bestehen — meinen jene „Realisten“ unter den Disengagern —, daß sich die Sowjetarmee nicht nur aus Ostdeutschland zurückziehe, sondern aus Osteuropa überhaupt: vier bis fünf Satelliten gegen einen Alliierten.

Das hätte nicht nur den militärischen Vorteil, die Sowjetarmee hinter die russische Grenze zurückzubringen, sondern auch den außenpolitischen, daß ein neutrales Deutschland nicht mehr vom sowjetischen Imperium flankiert wäre. Ein neutrales Deutschland, das die Sowjetunion zum unmittelbaren Nachbarn hätte, würde versucht sein, sich mit ihr zu einigen — ohne den Westen zu befragen und vor allem auf Kosten Polens. Diese Gefahr wird vermieden, wenn man auf einem Rückzug aus ganz Osteuropa besteht.

Die Vorteile des Disengagements werden in den leuchtendsten Farben gemalt. Selbst wenn es vor dem Rückzug der Truppen zu keiner Wiedervereinigung Deutschlands mittels freier Wahlen komme, sei es doch sicher, daß sofort nachher die Deutschen der Ostzone das Marionettenregime hinwegfegen und sich mit der freien Bundesrepublik vereinigen würden. Die Länder Osteuropas würden zwar weiterhin respektvolle Beziehungen zu ihren östlichen Nachbarn aufrechterhalten und auch wirtschaftlich, politisch und sozial einen kommunistischen Anstrich haben, aber doch sofort aufhören, russische Satelliten zu sein. Europa wäre nicht mehr der Zankapfel der Großmächte, sondern ein breiter neutraler Gürtel zwischen ihnen. Die Summe menschlicher Freiheit würde sich gewaltig vergrößern, die Summe möglicher Kriegsursachen gewaltig vermindern.

DER PREIS FÜR DAS WUNDER

Welchen Preis hätten wir für dieses Wunder zu bezahlen? Keinen sehr hohen, versichern die Disengager. Auch ohne deutsche Divisionen bliebe das Kerngebiet der westlichen Verteidigung intakt: die Niederlande, Frankreich, Großbritannien, Nordafrika und die Vereinigten Staaten. Überdies würden amerikanische und englische Truppen in „symbolischer“ Stärke auf dem Kontinent verbleiben, um das fortdauernde Interesse ihrer Länder an Europa zu dokumentieren. Deutschland selbst — obwohl sich hier nicht alle Disengager einig sind — erhielte beträchtliche Streitkräfte zugebilligt. Sie würden zur Verteidigung gegen jede Art von Angriff ausreichen — außer gegen eine richtiggehende russische Aggression.

Das Arrangement des beiderseitigen Rückzugs würde natürlich von allen Großmächten durch einen Sicherheitspakt garantiert werden. Wollte die Sowjetunion also ihre Aggressionspolitik wieder aufnehmen, würde sie das riskieren, was sie nach Meinung der Disengager durchaus nicht will: einen Krieg. Der Westen wäre noch immer in der Lage ihn zu führen, vielleicht sogar in einer besseren als bisher, denn die Ausgangspositionen der Sowjetarmee lägen 750 km weiter östlich als heute.

Die Disengager geben zu, daß die NATO in gewissem Ausmaß geschwächt sein würde, aber — so antworten sie — kaum mehr als heute schon durch die Lethargie ihrer Mitglieder, die eine Folge des gegenwärtigen toten Punktes in der Weltpolitik ist. Die Disengager geben weiters zu, daß die Sowjetunion viel von ihrem Gesicht verlieren würde, wenn nach dem Rückzug ein Satellit um den andern von ihr abfiel, und daß dies den Krenl gegen das Disengagement einnehmen könnte. Aber auch darüber brauche man sich keine übertriebenen Sorgen zu machen;

haben denn die Kommunisten seit Ungarn noch viel an Gesicht zu verlieren?, fragen die Disengager.

Es erscheint ihnen höchst ermutigend, daß der Osten ihre Pläne mit soviel Bereitwilligkeit aufgegriffen hat. Warum soll man die Sache nicht ausprobieren? Sagen die Sowjetführer nein, so tragen sie vor aller Welt die Verantwortung dafür, einen vielversprechenden Plan zurückgewiesen zu haben. Das wäre zumindest eine gewonnene Propagandaschlacht. Sagen sie ja, so erzielt man, wo nicht für die NATO, so doch für die nichtkommunistische Welt einen gewaltigen Terraingewinn.

Disengagement ist überdies, so behaupten seine Befürworter, die einzige Möglichkeit, die Verteilung von Atomwaffen an immer mehr Länder zu verhindern. Ist diese Verteilung einmal vollzogen, sei die letzte Hoffnung für erfolgreiche Ost-West-Gespräche dahin.

KENNANS MYSTIK

George F. Kennan, der einst das Konzept des „Containment“ entwarf, um das sowjetische System durch Umklammerung, Isolierung und Blockade zu Fall zu bringen, hat heute das Gefühl, daß diese militärisch orientierte Politik zur moralischen Auflösung führt. Er entwirft das Bild einer westlichen Welt, die von der Wahnidee einer Bedrohung durch den Osten besessen ist und im Schatten ihrer Wasserstoffbomben angstvoll dahinvegetiert. Er hält Disengagement für eine Art von moralischem Elixier: wird die militärische Verteidigung schwächer, so werden unsere spirituellen Kräfte dafür umso stärker. Diese Mystik hat zweifellos dazu beigetragen, Disengagement unter den linken Intellektuellen populär zu machen.

Alles in allem sei der gegenwärtige Stand der Dinge jedenfalls so gefährlich, daß irgend etwas geschehen müsse, versichern die Disengager; fast jede denkbare Situation sei besser als der Status quo.

Sehen wir uns ihre Argumente der Reihe nach an:

Haben sie recht mit ihrer Annahme, daß jeden Augenblick in Osteuropa ein Aufstand ausbrechen könne, der die ganze Welt in die Luft sprengt? Entgegen einer weitverbreiteten Auffassung stolpern die Großmächte nur selten unabsichtlich in einen Krieg. Die Disengager erklären, daß keine der Großmächte den Krieg will. Dann aber ist es höchst unwahrscheinlich, daß sie durch einen osteuropäischen Aufstand sich dennoch in einen solchen hineinziehen lassen.

Denis Healey ist sehr besorgt darüber, was die NATO tun wird, wenn es neuerlich zu einem ostdeutschen Aufstand kommt.*) Er hält es für wahrscheinlich, daß die Deutsche Bundesrepublik dann militärische Hilfe für die Aufständischen fordern wird. Sie hat es das letzte Mal nicht getan und ich zweifle sehr, ob sie es das nächste Mal tun würde. Sie kennt um nichts weniger als die anderen Staaten die Gefahren eines Atomkrieges, der sich überdies vor allem auf ihrem eigenen Territorium abspielen würde.

Es wäre natürlich höchst wünschenswert, aus der explosiven osteuropäischen Situation die Zündstoffe zu entfernen, die einen Krieg verursachen könnten, also Deutschland zu vereinigen und die Satelliten zu befreien. Wenn aber die Methode, mit der das geschehen soll, eine noch explosivere Situation heraufbeschwört, so wäre dies ein höchst unvernünftiges Tauschgeschäft. Genau das ist

*) „A Neutral Belt in Europe?“, Fabian Tract 311, Januar 1958.

der Fall. Die Erfahrungen der Nachkriegszeit beweisen, daß Kriege gerade dort ausbrachen, wo sich die Großmächte „disengagierten“.

DAS BEISPIEL KOREAS

G. F. Hudson hat das kürzlich am Beispiel Deutschlands und Koreas sehr einleuchtend dargelegt. *) „Seit 1945 läuft quer durch Deutschland eine Grenze, an der die Streitkräfte der Westmächte und der Sowjetunion einander unmittelbar gegenüberstehen. Jede Seite weiß, daß sie diese Grenze nicht überschreiten kann, ohne sich in einen Krieg einzulassen. Trotz allen Spannungen des Kalten Krieges, trotz Berliner Blockade, trotz Aufstand in Ostdeutschland, blieb an dieser Grenze der Frieden gewahrt.

Im Gegensatz dazu vergleiche man die Entwicklung auf der anderen Seite des Globus. Hier waren die Verhältnisse zunächst ähnlich wie in Deutschland: auch in Korea gab es eine sowjetische und eine westliche (in diesem Falle ausschließlich amerikanische) Besatzungszone; auch in Korea entstand ein kommunistisches und ein nicht-kommunistisches Regime. Und in Korea wie in Deutschland gab es, solange die russischen und amerikanischen Truppen im Lande waren, keinen bewaffneten Zusammenstoß.

Im Jahre 1949 zog die Sowjetunion ihre Truppen zurück und hinterließ eine starke nordkoreanische Armee. Die Vereinigten Staaten taten das gleiche — freilich ohne für eine entsprechend starke südkoreanische Armee zu sorgen. Was war das Resultat? Binnen Jahresfrist nach dem Disengagement griff Nordkorea Südkorea an. Es brach ein Krieg aus, in dem achtzehn Nationen Verluste von über einer Million Menschen erlitten. Nach dreijähriger Dauer endete er unentschieden. Die Waffenstillstandslinie liegt ziemlich genau dort, wo die Grenze der ursprünglichen Besatzungszonen verlief.“

Die Erfahrung in Korea beweist, daß es keinen besseren Weg gibt, in einen Krieg zu stolpern, als Disengagement. Es ruft genau das hervor, was seine Befürworter verhindern wollen.

Wie steht es mit der fixen Idee des Westens, von der Sowjetunion bedroht zu werden? George F. Kennan, der diese Erkrankung diagnostizierte, will sie durch Disengagement heilen. Es ist die falsche Medizin. Denn die Krankheit des Westens heißt nicht Verfolgungswahn, sondern Leichtsinn. In den letzten fünf Jahren war in den Vereinigten Staaten der Budgetausgleich wichtiger als die Armee. Als der Sputnik am Himmel erschien, hatten die Amerikaner die kommunistische Gefahr schon so gut wie vergessen gehabt. Sie wollten ihr Geld für Autos und Kühlschränke ausgeben, nicht für Raketen und Fernwaffen. Großbritannien hat der NATO bedeutende Kräfte entzogen, um die Wehrpflicht abschaffen zu können; Frankreich desgleichen, um in Algerien Krieg zu führen. Die Deutsche Bundesrepublik vollzieht ihre Wiederbewaffnung nur schleppend und ist noch weit entfernt von den versprochenen zwölf Divisionen.

Der Sputnik und die sowjetische Langstreckenrakete haben den Westen aufgeweckt. Aber noch immer zeigt er keine Anzeichen jener angstvollen Rüstungsbesessenheit, die Kennan an ihm sieht. Wenn er Disengagement als

Sorgenbrécher empfiehlt, so ist es überflüssig. Der Westen macht sich durchaus keine übertriebenen Sorgen.

Wie steht es mit der Behauptung der Disengager, daß der Kreml bereit sei, ihre Pläne zu akzeptieren? „Ich gebe zu, daß Chruschtschew seine Worte nicht immer abwägt“, schreibt Healey, „aber bei einer Gelegenheit hat er immerhin eine neutrale Zone in etwa derselben Form vorgeschlagen wie ich es tat.“ Sir John Slessor, ein anderer führender Disengager, meint in der *New York Herald Tribune*: „Wenn die Bulganin-Briefe irgend etwas bedeuten, so dies: die Sowjetunion schlägt vor, zwischen Rußland einerseits und Frankreich, Italien, Griechenland und der Türkei anderseits einen Gürtel von Staaten zu schaffen, die sich keinen Militärbündnissen anschließen und keine Atomwaffen besitzen. Sonst aber sollen sie frei sein, ihre eigene Regierungsform zu wählen und sich wirtschaftlich, sozial und kulturell zu assoziieren, mit wem sie wollen.“

Bulganin hat nichts dergleichen vorgeschlagen. Er unterstützte den Rapacki-Plan für eine atomwaffenfreie Zone, die Ostdeutschland, Polen und die Tschechoslowakei umfassen soll (was alle Westmächte als unannehmbar bezeichneten) und schlug einen beiderseitigen Truppenrückzug aus Zentraleuropa vor. Daß den neutralen Staaten gestattet sein sollte, ihre kommunistischen Regierungen durch freie Wahlen zu stürzen, hat er weder vorgeschlagen noch akzeptiert. Wenn Healey und Slessor wirklich glauben, daß der Kreml ihre Disengagement-Pläne akzeptiert hat, so haben sie entweder die Äußerungen Bulganins und Chruschtschews völlig mißverstanden, oder ihre eigenen Pläne sehen ganz anders aus, als sie es bisher darstellten.

ATOMWAFFEN UND NEUTRALITÄT

Wie steht es mit der Behauptung, daß eine Ausdehnung der Atomrüstung auf immer mehr Staaten die letzte Chance für eine Verständigung zwischen West und Ost zunichtemachen würde? Mir scheint das Gegenteil plausibler. Eine Ausrüstung der zentraleuropäischen Mächte mit Atomwaffen würde wahrscheinlich eine haltbare Vereinbarung zwischen Ost und West überhaupt erst ermöglichen. Wenn diese Staaten, wie die Disengager es vorschlagen, neutral sein sollen, werden sie dies mit Erfolg nur dann sein, wenn sie Atombomben besitzen. Beispiele in der Vergangenheit beweisen, daß Staaten wie die Schweiz oder Schweden sich ihre Neutralität dadurch bewahrten, daß sie militärisch genügend stark waren; die Kosten eines Angriffs auf sie standen in keinem Verhältnis zu dem Nutzen, den der Angreifer erhoffen konnte. Ich glaube, daß es im Zeitalter der Atombomben nur eine Möglichkeit gibt, dieses Mißverhältnis aufrechtzuerhalten: eben den Besitz von solchen Waffen.

Wenn das Disengagement funktionierte, würde es den Kalten Krieg beseitigen, denn seine Ursache, das Vordringen Rußlands in das Herz Europas, würde beseitigt sein. Wenn das Disengagement aber *nicht* funktionierte, wäre das ganze, mit Mühe errichtete Verteidigungssystem des Westens zerstört und nichts da, was an seine Stelle treten könnte. Die Disengager schwelgen in der Beschreibung alles dessen, was durch ihre Pläne in Ordnung kommen könnte; ich gestatte mir die Schilderung dessen, was alles schief gehen könnte:

*) *Observer*, 19. Januar 1958.

Wenn wir Realisten sind, müssen wir annehmen, daß die Sowjetunion niemals jene Bedingungen akzeptieren wird, unter denen allein ein Disengagement für den Westen nützlich wäre: Wiedervereinigung Deutschlands durch freie Wahlen, Freiheit für die Satellitenstaaten, und beides noch vor dem Rückzug der Truppen. Ein für die Sowjetunion akzeptables Disengagement wird also damit beginnen müssen, daß der Westen etwas gibt, ohne zu wissen, ob er etwas dafür bekommt: er zieht seine Truppen aus Deutschland ab, aber es kommt zunächst zu keiner Wiedervereinigung; die Sowjetarmee wird sich hinter die russischen Grenzen zurückziehen, aber die kommunistischen Regime in Osteuropa bleiben zunächst bestehen.

Was der Westen von dieser Operation zu erhoffen hätte, wäre der Sturz der Marionettenregime in den Satellitenstaaten, kaum daß der letzte russische Soldat ihren Boden verlassen hätte. Zunächst würde sich dies sicherlich ereignen. Kádár und Ulbricht würden den Rückzug der Sowjetarmee nicht überstehen. Ihre Nachfolger wären jedoch, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht demokratisch gewählte Regierungen, sondern nur etwas weniger verhaßte Kommunisten. Osteuropa wäre immer noch fest mit dem sowjetischen Wirtschaftssystem verbunden. Die kommunistischen Parteien wären immer noch die einzige organisierte politische Macht.

WÜRDE MOSKAU ZUSEHEN?

An einem gewissen Punkt der Entwicklung, nach Monaten oder Jahren, würde es dennoch zu einer wirklichen Bedrohung der kommunistischen Machtstellung in einem der osteuropäischen Staaten kommen. Würde die Sowjetunion untätig zusehen? Wenn sie sich entschließt, *nicht* zuzusehen, was könnte sie daran hindern, die Rote Armee wieder in der umgekehrten Richtung marschieren zu lassen? Die betreffende kommunistische Partei würde sie um Hilfe ersuchen und behaupten, westliche Saboteure hätten in Verletzung der osteuropäischen Neutralität einen Staatsstreich inszeniert. Der Kreml könnte tatsächlich argumentieren, daß eine solche Revolution ein Bruch der Neutralität wäre, denn ihre Führer hätten wahrscheinlich die Absicht, das Land enger an den Westen zu binden. Die Sowjetunion hätte also allen Grund und sogar eine Art Entschuldigung für ihr Einschreiten. Könnte der Westen mehr dagegen tun, als mit Krieg zu *drohen* — könnte er ihn aus solchem Anlaß tatsächlich auslösen?

Es ist möglich, einen Vertrag zu schließen, in dem die Partner eindeutig erklären, jeder Angriff auf einen von ihnen sei ein Angriff auf sie alle. Ein solches Bündnis ist die NATO. Aber ein Angriff auf neutrale Staaten ist etwas völlig anderes. Wie können die Garantiemächte von vornherein festlegen, welche Art und welches Ausmaß von Neutralitätsverletzung ein für sie ausreichender Kriegsgrund wäre? In der Vergangenheit haben sich Garantien neutraler Staaten als sehr löcherig erwiesen. Wenn es zum Testfall kam, waren die Großmächte zumeist nicht bereit, die Verantwortung eines Krieges auf sich zu nehmen.

Manche Disengager schlagen für einen solchen Fall den „begrenzten Atomkrieg“ vor. Aber auch er würde ungeheure Zerstörungen zur Folge haben, wenn nicht in den Vereinigten Staaten und in Rußland, so doch in Europa. Angenommen, die Vereinigten Staaten wären bereit, einen

solchen „begrenzten Atomkrieg“ zu führen, um die osteuropäische Neutralität zu schützen: könnten die osteuropäischen Länder, die durch ihn zerstört werden würden, eine solche Art von Schutz wünschen?

Unter diesen Umständen hätte die Sowjetunion nach wie vor die unbeschränkte Kontrolle über Osteuropa. Die Situation wäre dort dieselbe wie heute. In Westeuropa wäre sie anders — nämlich *schlechter* als heute. Um es anzugreifen, müßten die Russen zwar den neutralen Gürtel durchdringen. Er wäre bewaffnet und die nichtkommunistischen Staaten in ihm würden sich wehren. Damit hätte die NATO Zeit, ihre Verteidigung auf die Beine zu bringen. Aber was wäre noch *übrig* von ihr?

„Wieviele Neutrale haben auf einer NATO-Spitze Platz?“ fragte einmal der *Economist*. Die Frage war noch zu optimistisch. Sie muß lauten: „Wieviele Neutrale haben auf der Spitze einer *halben* oder einer *viertel* NATO Platz?“ Wenn einmal Deutschland aus der NATO entlassen und das Disengagement im vollen Schwange ist, würden vermutlich auch die skandinavischen Länder für den neutralen Gürtel optieren. Der Westen würde etwa Dänemark für Rumänien eintauschen, dann Italien für Polen — warum sollte ein solches Tauschen je ein Ende finden, wenn ein Staat außerhalb der NATO genau so sicher wäre wie innerhalb von ihr, wo er alle möglichen Lasten und Risiken auf sich nehmen muß?

Dann aber würde die Sicherheit Europas überhaupt nicht mehr auf der NATO beruhen, sondern nur noch auf der abschreckenden Wirkung der Kernwaffen der Vereinigten Staaten, die in Großbritannien konzentriert wären — es sei denn, daß auch Großbritannien für den neutralen Gürtel optierte. Außer den amerikanischen Kernwaffen gäbe es noch die „symbolischen“ Streitkräfte auf dem Kontinent — es sei denn, daß auch Frankreich und die Niederlande für den neutralen Gürtel optierten.

DAS PHYSISCHE ÜBERGEWICHT

Dank der NATO ist Westeuropa politisch und militärisch die Verlängerung der Vereinigten Staaten. Dank dem Disengagement wäre Westeuropa die Verlängerung der Sowjetunion — zunächst geographisch und bald auch militärisch und politisch. Wir müssen uns darüber klar sein, daß rein physisch die Sowjetunion in der Lage ist, ganz Europa zu beherrschen. Kein noch so ausgeklügeltes europäisches Staatensystem könnte das Gleichgewicht herstellen. Auch eine zweifelhafte anglo-amerikanische Garantie der europäischen Neutralität wäre nicht dazu imstande. Mit der Zeit würde sich das natürliche Übergewicht der Sowjetunion überwältigend bemerkbar machen.

Die bisher besprochenen Details des Disengagements sind aber gar nicht die eigentliche Streitfrage. Je mehr Disengagement, desto mehr Neutralität; und an einem bestimmten Punkt der Entwicklung wird dann diese eigentliche Streitfrage auftauchen — zwischen jenen, die glauben, daß man in dem Kampf zwischen Freiheit und Unfreiheit neutral sein kann und jenen, die dies für unmöglich halten. Wenn eine britische Regierung ihr Land, auf noch so vorsichtige und wohlmeinende Art, in die Neutralität steuerte, würde ich es schwierig finden, hier weiterhin zu leben. Denn ich fühle mich in dem Kampf zwischen Rußland und dem Westen *nicht neutral*.

Der neue Diktator im Kreml

Der Aufstieg Nikita S. Chruschtschews zum Ministerpräsidenten beendet äußerlich die in Wahrheit schon längst abgelaufene Periode der „kollektiven Diktatur“. Damit zerstieben die Illusionen der Beobachter der Entwicklung in Sowjetrußland, die nach Stalins Tod eine allmähliche Auflockerung oder gar eine Humanisierung des Regimes erhofften. Ihre Zahl war nicht gering und sie waren in den verschiedensten Lagern zu finden. So sprach zum Beispiel der amerikanische Staatssekretär Dulles, den niemand übermäßiger Sympathien für den Kommunismus bezichtigen wird, geraume Zeit von einer zu erhoffenden „Liberalisierung“ des Regimes.

Die Kollektivität der Diktatur dauerte in Wirklichkeit nur sehr kurze Zeit, nämlich so lange, bis das Problem Berija erledigt war. Wir wissen heute, daß dieser in den ersten Wochen und Monaten nach Stalins Tod der ernsteste Kandidat auf dessen Nachfolge war und daß sein Griff nach der Macht nur durch das Zusammenwirken aller anderen Faktoren verhindert werden konnte. Hatte doch Stalin in den letzten Monaten seines Lebens eine Säuberung vorbereitet, für deren Durchführung er die Geheimpolizei benötigte. Die Maßnahmen waren gegen die führenden Kreise der Partei, der Bürokratie und der Armee geplant; Stalin sorgte deshalb dafür, daß sich in den entscheidenden Wochen nur Formationen der Geheimpolizei und für solche Zwecke geeignete Formationen des Heeres in Moskau befanden. Damit lag die gesamte wirkliche Macht in den ersten Wochen nach Stalins Tod in der Hand Berijas und es ist nicht ganz verständlich, warum er sie nicht gebrauchte und sich zu Stalins Nachfolger ausrief. Vielleicht überschätzte er seine Gegner; vielleicht aber war er der eigentliche Autor der sehr liberal klingenden Proklamationen nach dem Tode des alten Diktators und glaubte, daß die neuerliche Übernahme der Diktatur durch einen Mann in allzu krassem Gegensatz zu den Versprechungen des neuen Regimes stehe.

AUF DEM WEG ZUR MACHT

Gleichviel aus welchen Gründen immer Berija die Gelegenheit versäumte und sich auf diese Weise seinen Kollegen auslieferte — seine Bekämpfung führte alle bedrohten Persönlichkeiten und Organisationen zu einer gemeinsamen Front zusammen. Trotzdem hat Chruschtschew schon in diesen Tagen den Schritt gewagt, der ihn in den Besitz der entscheidenden Position im Kampf um die Macht brachte. Noch bevor der Kampf mit Berija ausbrach, sicherte sich Chruschtschew den Posten des Generalsekretärs der Partei, den ursprünglich Malenkow zugleich mit der Ministerpräsidentenschaft innehatte. Es zeigte sich, daß Chruschtschew in der Beurteilung der wirklichen Machtverteilung zwischen den großen Organisationen seinen Kollegen weit überlegen war. Berija hat seine Überschätzung des Einflusses der Geheimpolizei mit dem Tode bezahlt. Schukow, Malenkow, Molotow sind zwar noch am Leben, aber auch sie haben den Kampf um ihre Positionen verloren, weil sie ebenso wie zahlreiche andere Mitglieder der hohen Bürokratie und der Wirt-

schaftsorganisationen die zentrale Stellung des Parteiapparats verkannten. Weder die Armee noch die Staatsorganisation noch die Wirtschaft, noch gar die in keiner Organisation zusammengefaßten Intellektuellen können sich heute mit der durch die „Dezentralisierung“ neu gestärkten Kraft der Partei messen, über die deren Generalsekretär verfügt.

Chruschtschew handelte durchaus im Sinne Stalins, wenn er sich das Generalsekretariat unter den ihm zur Verfügung stehenden Positionen aussuchte. Freilich war die Ausgangsposition der beiden grundverschieden: während Stalin die Parteiorganisation in Wahrheit erst schuf und jahrelang sein Netz wie eine Spinne in sorgfältiger und wenig in die Augen springender Arbeit wob, übernahm Chruschtschew einen fertigen, gewaltig ausgebauten Apparat. Das bedeutet für ihn aber nicht nur einen Vorteil, sondern auch schwere Gefahren. Stalin als der Schöpfer der Partei konnte auf ihre absolute Zuverlässigkeit zählen; sein Kampf mit den ihm an Intellekt und Ansehen überlegenen Gegnern nach Lenins Tod hätte nicht mit seinem Sieg enden können, wenn er nicht jede Parteikonferenz durch seine Anhänger beherrscht hätte. Nach Stalins Tod mußte Chruschtschew der Partei eine andere Richtung geben als Stalin sie vorgezeichnet hatte; das mußte und muß auch heute noch zu Spannungen führen, ganz abgesehen davon, daß auch Männer wie Molotow, Malenkow, Bulganin und Kaganowitsch tief im Parteiapparat verwurzelt sind und zweifellos auch heute noch ihre Anhänger besitzen.

DER ENTARTETE APPARAT

Der Apparat ist also viel weniger einheitlich und dadurch schwerer lenkbar geworden als zu Stalins Zeiten. Nur dadurch erklärt es sich, daß Chruschtschew auf dem XX. Parteitag eine Attacke gegen Stalin reiten mußte, die in der Geschichte des Bolschewismus nicht ihresgleichen findet. Hätte Chruschtschew den Apparat ohnehin völlig in der Hand gehabt, so hätte er die Farben nicht so dick auftragen müssen. Aber nun wußte jeder, worum es ging: nach derartigen Anschuldigungen hätten offene Sympathiekundgebungen für den stalinistischen Kurs die sofortige Säuberung zur Folge gehabt und die längst zu einer Kaste von Strebern und Kriechern entartete bolschewistische Partei hat das nach ihrer Wesensart nicht riskiert.

Trotzdem wird man nicht übersehen dürfen, daß Chruschtschew seine Lehrzeit bei Stalin nicht vergeblich verbracht hat. Geradeso wie sein Meister, in dessen nächster Umgebung er Jahr und Tag gewirkt hat, bahnte er sich seinen Weg zur Macht durch Bündnisse, die gegen den jeweils stärksten Gegner gerichtet waren, und ersetzte sie nach dessen Beseitigung durch neue Gruppierungen. Zuerst foht Chruschtschew zusammen mit allen anderen, und zwar durchaus nicht an hervorragender Stelle, gegen Berija; nach dessen Sturz wandte er sich zusammen mit der Armee und einem Teil der Wirtschaftsbürokratie gegen Malenkow, den er zunächst aus der Ministerpräsidentenschaft verdrängte, um ihn schließlich zusammen mit

Molotow, Kaganowitsch und den Technokraten Saburow und Perwuchin in die Wüste zu schicken. Schukow, der ihm dabei geholfen hatte, bezahlte dies späterhin mit seiner Absetzung; Bulganin, der die längste Zeit ohnedies nur noch ein Werkzeug in Chruschtschews Hand gewesen war, hatte endlich auch seinen Platz an Chruschtschew abzutreten. Dieser vereinigt heute, wie sein Lehrer und Meister Stalin, das höchste Amt im Staat mit dem Generalsekretariat der Partei.

Wenn wir die Parallele zwischen beiden weiterführen, so müssen wir mit Beklommenheit feststellen, daß sich Stalin zu der Vereinigung beider Ämter in seiner Hand erst nach etwa zwei Jahrzehnten entschloß, und zwar zu einem Zeitpunkt, da er höchste Gefahren für sein Land voraussah und deshalb die Zusammenballung der gesamten Macht in seiner Hand für notwendig hielt. Er tat diesen Schritt am 6. Mai 1941, also nur wenige Wochen vor dem 22. Juni 1941, dem Tag, an dem Hitler Rußland überfiel. Stalin hat sich bis zum letzten Moment geweigert, an diese Möglichkeit zu glauben, und sein Land hat diesen Mangel an Voraussicht teuer und blutig bezahlen müssen. Hitlers Überfall auf Jugoslawien, wenige Tage nachdem die neue antihitlerische Regierung dieses Landes mit Sowjetrußland einen Freundschaftspakt abgeschlossen hatte, mußte ihm die Gefahr vor Augen führen. Noch immer glaubte er, daß Hitler ihn bluffen und erpressen wollte. Aber die Situation erschien ihm ernst genug, um selbst alle Fäden in seiner Hand zu vereinigen.

Chruschtschews Motive sind heute zweifellos ähnlicher Natur. Auch für ihn stehen außenpolitische Fragen in erster Linie, und das große Spiel, das er wagt, kann nur dann gewonnen werden, wenn die Maßnahmen auf allen Gebieten von einem einzigen Willen gelenkt werden.

CHRUSCHTSCHEW UND STALIN

Freilich darf man den Unterschied beider Persönlichkeiten nicht außer acht lassen. Stalin war der Sohn eines armen Flickschusters, der noch die Leibeigenschaft gekannt hatte; Stalins Leben als Berufsrevolutionär brachte ihm jahrzehntelang nur Armut und Entbehrung. Sein Wille zur Macht konnte zu Lebzeiten Lenins in der Gesellschaft der glänzenden Intellektuellen, die den Kern der bolschewistischen Fraktion bildeten, nicht befriedigt werden. Damals entwickelte der verschlossene, grobschlächtige Georgier, der weder in Wort noch in Schrift nach außen zu wirken vermochte, jene Minderwertigkeitsgefühle, die er in der Austilgung der alten Bolschewiki, in der großen Tschistka blutig austoben konnte.

Chruschtschews Weg führte viel steiler nach oben und bei ihm ist nichts von der Verslossenheit oder gar von den Minderwertigkeitskomplexen seines Meisters zu merken. Er teilt mit ihm die Fähigkeit, zu organisieren, Menschen zu führen, Situationen realistisch zu beurteilen; sein Mangel an theoretischer Begabung und an tieferer Durchdringung von Problemen ist womöglich noch stärker als der Stalins. Aber er hat nichts von dessen zurückhaltender Vorsicht; er strömt förmlich über von Lebensenergie und Lust, nach außen zu wirken. Freilich verband sich Stalins Drang, die Fäden hinter den Kulissen zu ziehen, in späteren Jahren mit einer unersättlichen Gier nach Bezeugungen des phantastischsten Byzantinismus; davon ist bei Chruschtschew bei all seiner Freude am

Beifall noch nicht allzuviel zu spüren, wenn auch die höchst auffallende neue Version der Darstellung der Schlacht von Stalingrad zu denken gibt, die ihm das Verdienst am Sieg zuschreiben will.

Vielleicht ist es zu früh, um Chruschtschews Charakter zu beurteilen. Die Krankheit des Cäsarenwahns kann unter Umständen Jahre brauchen, bevor sie mit voller Stärke ausbricht; Stalin ist das beste Beispiel dafür. Unzweifelhaft hat Chruschtschew auf dem Weg zu ihr seit dem XX. Parteitag schon manchen Schritt zurückgelegt.

INITIATIVE STATT ABWARTEN

Aber wie immer sich dieser Charakterzug bei ihm entwickeln mag — in einem wird er sich immer von Stalin unterscheiden: dort wo dieser mißtrauisch lauernd im Hintergrund blieb und andere vorschickte, um seine Ziele zu erreichen, wird Chruschtschew durch kühne Improvisationen die Initiative an sich zu reißen suchen.

Dabei wechselt er die Standpunkte mit atemberaubender Schnelligkeit. Als im Vorjahr die Abrüstungsverhandlungen begannen, konnte man monatelang an den ernsten Willen des Kremls glauben, sich mit dem Westen weitgehend zu verständigen. Als Chruschtschew sicher war, daß der Sputnik funktionieren werde, warf er die Maske ab und ließ die Abrüstungsverhandlungen auffliegen. Seither boykottiert die Sowjetunion die Abrüstungskommission der Vereinten Nationen. Gleichzeitig ließ Chruschtschew die in Moskau zur Feier des vierzigjährigen Bestandes der kommunistischen Diktatur versammelten Vertreter des Weltkommunismus die Fanfaren der Weltrevolution im ältesten Stil Lenins und Trotzky blasen. Das hinderte ihn nicht an der Entfaltung einer neuen „Friedensoffensive“ mit dem Ziel der Abhaltung einer „Gipfelkonferenz“. Durch erbarmungslose Ausnützung der Atomangst in den westlichen Ländern verstand er es, die Regierungen der demokratischen Staaten von ihrem wohlbegründeten Widerstand gegen eine solche Schaustellung abzubringen. Kaum aber haben sie sich mit einer Botschafterkonferenz als Vorbereitungsmaßnahme einverstanden erklärt, torpediert Chruschtschew diese Besprechungen durch an den Haaren herbeigezogene Anschuldigungen gegen die Vereinigten Staaten.

Worauf das alles hinaus soll, ist heute noch nicht zu erkennen; deutlich ist nur der einzige Erfolg dieser Taktik: sie schafft allgemeine Verwirrung. Das ist Chruschtschew in erstaunlichem Maß gelungen. Überall dort, wo Kommunisten eine Rolle spielen, hat sich das Klima der Weltpolitik wesentlich verschlechtert.

Aber so sehr es dem neuen Diktator gelungen sein mag, auf außenpolitischem Gebiet erfolgreich zu sein, so wenig darf er sich rühmen, daß die waghalsigen Improvisationen in seiner Innen- und Wirtschaftspolitik das gleiche Ergebnis zeitigen. Sein tollkühner Plan, die Ernährungsbasis dadurch auszuweiten, daß Millionen von Hektaren in den Trockengebieten Kasakstans und Westsibiriens unter den Pflug genommen werden, hat mit einem Fiasko geendet, das in einem schreienden Gegensatz zu den großmäuligen Ankündigungen vom Überholen Amerikas in den Kopfquoten der Nahrungsmittelproduktion steht.

Gleichzeitig werden Einschränkungen des bäuerlichen Privatbesitzes geplant, so daß die Kollektive immer

stärker an die reinen Staatsgüter angeglichen werden. Damit soll der letzte Rest des bäuerlichen Bewußtseins ausgerottet und der Bauer in einen besitzlosen Landproletarier verwandelt werden. Das Ergebnis der „liberalen“ nachstalinistischen Ära ist also eine Verschärfung der Leibeigenschaft, weit über das Maß dessen, was jemals in den schlimmsten Zeiten des Zarismus existierte.

Diese geradezu revolutionäre Umwandlung spielt sich auf einem Hintergrund ab, der durch die sogenannte Dezentralisierung der Industrie gekennzeichnet wird, die in Wirklichkeit eine Übertragung der Macht von den staatlichen Zentralstellen in die Hand der lokalen Parteisekretäre bedeutet. In der Industrie wie in der Landwirtschaft ist es Chruschtschews Bestreben, die Partei zum alleinigen Herrn zu machen. Weder der Staatsbeamte noch der Manager noch der Offizier soll sich dem Zugriff des Apparatschiks der Partei entziehen können. Diese erreicht damit ein Maß an Macht, das sie zu Stalins Zeiten niemals besessen hat. Dessen System bestand vielmehr immer darin, die vier maßgeblichen Faktoren des russischen Staatssystems — Partei, Geheimpolizei, Armee und Bürokratie — ständig gegeneinander auszuspielen, um keinen übermächtig werden zu lassen.

Der neue Diktator wird die von Stalin eingeführte Produktionssteigerung mit allen Mitteln weitertreiben. Er wird das europäische Satellitenreich bis nach Indonesien und in den Vorderen Orient auszudehnen trachten, ja er unternimmt offensichtlich sogar den Versuch, das gewaltige China nach dem russischen Ebenbild zu formen. Wohl läßt er sich dabei weniger als sein Vorbild Stalin von überlieferten Theorien und vorgefaßten Meinungen leiten. Aber gerade seine Konzessionen auf ideologischem und wirtschaftlichem Gebiet müssen den Charakter des Kommunismus als einer proletarischen Lehre vollständig zunichte machen: Chruschtschew scheint bestimmt zu sein, die von Lenin begonnene Verzerrung des Marxismus soweit vorzutreiben, bis ihr immanenter Widerspruch nicht mehr zu verbergen ist und bis die heute schon in allen Nähten krachende Ideologie des Kommunismus explodiert.

Diktatur und Terror, moderne Technik und Staatskapitalismus, Leibeigenschaft und nationalistisches Freiheitsstreben, Aufputschung großer Massen zu Aktionen und ihre Lenkung durch winzige Kader — das sind, um es marxistisch auszudrücken, antagonistische Gegensätze, die auf die Dauer nicht überbrückt werden können. Ihre Austragung aber bedeutet die kommende soziale Revolution.

JULIAN GORKIN

Die Aktivität der Kommunisten in Spanien

Moskau plant in Spanien eine Aktion, die für den Westen sehr gefährlich werden könnte: es will jene Politik der Volksfront wieder beleben, die zwischen 1935 und 1939 gerade in diesem Land zur Katastrophe führte. Mittels der Volksfront rissen die Kommunisten die Macht an sich und verurteilten die demokratischen Parteien zur Ohnmacht. Vor den Augen der westlichen Demokratien, die unfähig waren, diesen Vorgang zu begreifen, unterminierten sie die Republik und trugen zum Triumph Francos und seiner Beschützer Hitler und Mussolini erheblich bei.

Hält man sich den Machtzuwachs vor Augen, den die Sowjetunion seither errungen hat, so muß man befürchten, daß die Folgen einer neuen Volksfront in Spanien heute nicht weniger dramatisch wären als damals. Und wahrscheinlich wäre auch das Unverständnis der westlichen Demokratien heute nicht geringer. Sie haben den Beschluß auf Wiederaufnahme der Volksfront-Politik, den die kommunistischen Parteien aus Anlaß des 40. Jahrestages der Oktoberrevolution faßten, kaum beachtet.

Von der Mehrzahl der spanischen Republikaner, die nach dem Bürgerkrieg in der Sowjetunion Asyl suchten, hat man nichts mehr gehört; die Überlebenden der faschistischen „Blauen Division“ jedoch wurden aus der Sowjetunion nach Spanien zurückgeschickt. Diese Geste war vor allem für die Falangisten und die junge Generation bestimmt und war der Anfang jener Aktion der spanischen Kommunisten, die auf eine neue Volksfront abzielt.

Julian Gorkin ist ein führender Vertreter der spanischen Emigrantenpublizistik und Chefredakteur der in Paris erscheinenden Zeitschrift „Cuadernos“, die besonders in Lateinamerika weit verbreitet ist.

Die republikanischen Parteien im Exil widersetzten sich der Rückkehr ihrer Mitglieder nach Spanien. Für sie läuft entlang der Pyrenäen ein Eiserner Vorhang. Die Spanische Kommunistische Partei im Exil sandte hingegen auf Weisung Moskaus eine große Zahl ihrer Aktivisten aus Frankreich und Lateinamerika nach Spanien zurück. Auch unter den Heimkehrern der Blauen Division befanden sich militante Kommunisten, die in der Sowjetunion eine besondere Schulung erhalten hatten. Aber das waren nur die Vorposten. Moskau landet in Spanien bereits seine schwere Artillerie: die kommunistischen Intellektuellen Lateinamerikas. Um nur einige von ihnen zu nennen, die Spanien besucht haben: der guatemaltekeische Autor *Miguel Angel Asturias*; der kubanische Negerdichter *Nicolas Guillen*; der brasilianische Dichter *Jorge Amado*; der chilenische Lyriker *Pablo Neruda*, Träger des Stalin-Preises 1953 und intellektuelles Oberhaupt des lateinamerikanischen Kommunismus. Neruda hatte an seine madrilénischen Kollegen ein „brüderliches Schreiben“ gerichtet, in dem er ihnen seinen Besuch ankündigte, und späterhin erklärt: „Wir haben einen schweren Fehler begangen, als wir uns nach dem Bürgerkrieg von Spanien trennten. Wir müssen ihn wiedergutmachen und uns den spanischen Schriftstellern nähern, um sie besser zu verstehen. Sie tragen keine Schuld am Bürgerkrieg, vor allem nicht die jungen.“

Die junge Generation in Spanien hat tatsächlich nichts mit dem Bürgerkrieg zu tun. Sie verurteilt ihn ebenso einmütig wie die Diktatur Francos und die republikanischen Parteien von damals, deren Schwäche das große Blutbad

herbeiführte. Aber nicht nur dieser Jugend will sich Neruda nähern. Er bedauert auch, daß er sich 1939 von Spanien und den dort verbliebenen Intellektuellen getrennt hat. Das aber waren jene, die nach dem Bürgerkrieg mit dem Franco-Regime aktiv kollaborierten und sich ihm unterwarfen. Er kann nur diese meinen. Die anderen waren damals entweder emigriert oder in den Gefängnissen und auf den Hinrichtungsstätten zugrunde gegangen. Nicht ihnen also, sondern den Kollaborateuren von damals gilt das Interesse der Kommunisten.

Bemerkenswerterweise hat sogar *Pablo Picasso*, ungeachtet seines nach Guernica geleisteten Schwurs, mit dem Spanien Francos keinerlei Verbindung einzugehen, kürzlich eine Ausstellung seiner Werke in Barcelona zugelassen. Sie wurde ein großer Erfolg, und Picasso verkaufte Bilder im Wert von 3 Millionen Peseten (etwa 1,4 Millionen Schilling) — vermutlich nicht an die hungernen Proletarier Spaniens.

Moskau streckt seine Fühler auch nach der Katholischen Kirche aus, die in den vergangenen zwanzig Jahren, wie fast immer in der Geschichte dieses Landes, das politische Leben dirigiert hat. Ihre Organisation *Opus Dei* ist die eigentliche Grundlage des Franco-Regimes. Die jungen Katholiken und ein großer Teil des spanischen Klerus stehen allerdings dem traditionellen politischen Katholizismus ferne und versuchen, die Kirche aus der Politik herauszuhalten. Sie befürworten die Bildung einer großen christlich-sozialen Partei und die Trennung von Kirche und Staat. Die Kommunistische Partei Spaniens im Exil erklärte hingegen in ihrer Brüsseler Zeitschrift „*Nuestras Ideas*“, das katholische Volk Spaniens widersetze sich, einer solchen Trennung und fordere die Erhaltung des Klerus aus der Staatskasse. Die spanischen Kommunisten verteidigen sogar jenes reaktionäre Konkordat, das vor einigen Jahren zwischen Franco und dem Vatikan abgeschlossen wurde (wie ja auch die italienischen Kommunisten nach dem Sturz des Faschismus das Konkordat zwischen Mussolini und dem Vatikan verteidigten).

DI E FALANGE ALS HAUPTZIEL

Das Hauptziel der kommunistischen Bemühungen ist zweifellos die Falange. Sie war und ist das bestorganisierte und dynamischste Element der spanischen Politik. Sie besitzt eine solide und aktive gewerkschaftliche Organisation — die einzig vorhandene, denn alle anderen Gewerkschaften sind verboten. Sie zeigt überdies deutliche Unzufriedenheit mit Franco, der ihr Stück um Stück ihrer bevorrechteten Stellung nimmt. Führende Falangisten wurden bereits zweimal in der sowjetischen Hauptstadt mit außerordentlicher Aufmerksamkeit empfangen.

Die Lage des Franco-Regimes verschlechtert sich von Tag zu Tag. Nicht nur die breiten Massen des Volkes und die junge Generation bereiten sich auf einen Umbruch vor, sondern auch bedeutende Teile der Armee, der Kirche, der Industrie- und Finanzbourgeoisie.

Vor diesem kommenden Umbruch zittern aber auch Tausende von Spaniern, die sich während des Bürgerkrieges und der nachfolgenden Repression kompromittiert haben. Die Kommunisten offerieren ihnen im Namen der Sowjetunion und des gesamten Ostblocks einen Generalpardon.

Nach den Plänen der Kommunisten scheint von der Nationalen Volksfront praktisch niemand ausgeschlossen

zu sein als Franco selbst. Alle anderen sollen dort Platz finden. Die Kommunistische Partei verpflichtet sich, sie nicht zu diskriminieren. Die für das Blutregime nach dem Bürgerkrieg Verantwortlichen sollen ebenso straffrei ausgehen wie jene, die ihre Macht inmitten des allgemeinen Elends dazu benützt haben, ungeheure Vermögen zusammenzuraffen. Der Schlußstrich, der gezogen werden soll, ist total; oder totalitär. Eine einzige Bedingung wird von den Kommunisten gestellt: Die „Ehemaligen“ müssen in der Nationalen Front für das arbeiten, was die Kommunisten die Unabhängigkeit Spaniens nennen. Für sie ist diese Unabhängigkeit identisch mit Neutralität, und Neutralität identisch mit dem ersten Schritt in Richtung auf eine Beherrschung des Landes durch den Kreml.

FRANCO ALS SCHRITTMACHER

Kostenlose Unterstützung erhält Moskaus Politik seit jeher von Franco selbst. Er behauptet zwar stets, daß sein Staatsstreich vom Juni 1936 sich gegen die Kommunisten gerichtet hat, obwohl sie damals noch nicht sehr zahlreich waren. In der Folge traf aber seine Unterdrückungspolitik unterschiedslos auch die Sozialisten, die Anarcho-Syndikalisten und die nationale Bewegung der Katalanen und Basken. Indem er diese Maßnahmen als Kampf gegen den Kommunismus hinstellte, identifizierte er allen antifaschistischen Widerstand mit dem Kommunismus schlechthin, für den er damit wirksame Propaganda unter den breiten Volksmassen und der Jugend machte. Drei Tage nach dem Start des Sputniks riskierte Franco sogar einen Vergleich zwischen seinem eigenen autoritären Regime und dem sowjetischen. Er sagte, eine derartige Leistung wäre unter dem zaristischen Regime genau so unmöglich gewesen wie sie heute unter jeder Art von demokratischem Regime unmöglich sei. Zum erstenmal seit der Unterzeichnung des Paktes zwischen Washington und Madrid richtete damals ein offizielles Organ der spanischen Hauptstadt heftige Angriffe gegen die amerikanische Politik und stimmte ein Loblied auf die „sowjetischen Errungenschaften“ an. Zum erstenmal in zwanzig Jahren hatten die großen spanischen Zeitungen auf ihren ersten Seiten dieselben Schlagzeilen wie die „*Prawda*“. Dazu kommt, daß die Botschafter der Sowjetunion und ihrer Satelliten zu den Empfängen der ausländischen Missionen Francos mit ostentativer Aufmerksamkeit eingeladen werden und daß Franco mit dem Osten ausgezeichnete Handelsbeziehungen unterhält, so mit Polen, der Tschechoslowakei und der deutschen Sowjetzone.

Nicht nur das Franco-Regime erleichtert derzeit die Arbeit des Kommunismus in Spanien. Auch die amerikanische Politik trägt dazu bei. Mit dem Pakt von 1953 ist jedermann unzufrieden. Die Nationalisten sehen darin die Einmischung einer ausländischen Macht, die breiten Volksmassen überdies eine Hilfe für Franco zu ihrem Nachteil. Das Pentagon verfügt derzeit über drei wichtige Luftstützpunkte auf spanischem Boden: Moron und Valenzuela in der Provinz Sevilla, Torrejon in der Provinz Madrid. Die öffentliche Meinung Spaniens ist insgesamt gegen diese Stützpunkte, gegen die Vereinigten Staaten und, in allgemeinerer Form, gegen die westlichen Demokratien überhaupt. Ist der Preis, der für diese strategischen Positionen gezahlt wurde, nicht doch zu hoch? „Das einzige Interesse der Amerikaner“, sagen die Kom-

munisten, „ist die Rettung Francos, weil sie nur auf diese Weise ihre militärischen Stützpunkte behalten können. Wir hingegen wollen eine Nationale Front, um Spanien unabhängig zu machen. Ami go home!“

Für den Kreml ist Spanien von außerordentlicher politischer und strategischer Bedeutung. Man überlege sich, was ein kommunistisches oder kommunistenfreundliches Spanien bedeuten würde, das in engen Beziehungen mit den mächtigen kommunistischen Parteien Frankreichs und Italiens steht und dem in voller Revolution befindlichen Nordafrika unmittelbar benachbart ist. Spanien wäre für Moskau ein zweiter Schlüssel zum Mittelmeer; den ersten hat es mit Nassers Ägypten schon in der Hand. Überdies wäre ein neutralistisches Spanien ein sehr ernsthaftes Hindernis für die Vereinigung Europas und die westliche Verteidigungsstrategie; und das sind zwei Hauptsorgen des Kremls.

KREUZWEG SPANIEN

Spanien ist der Kreuzweg dreier Kontinente: nicht nur Europa und Afrika sind hier in Kommunikation, sondern ebenso Europa und Lateinamerika. Schon Hitler hat sich Spaniens bedient, um in Lateinamerika Fuß zu fassen; die Doktrin von der *Hispanité* und der Peronismus waren die Trittsteine für den Weg über den Atlantik. Den gleichen Versuch will der Kreml machen, womit er gleichzeitig die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu ihren südlichen Nachbarn zu trüben hofft. Die erwähnten Besuche der kommunistischen Intellektuellen Lateinamerikas in Spanien sind ein Teil dieser Strategie.

Was kann der Westen für Spanien tun? Das Spanien Francos wurde in die UNO und in die UNESCO aufgenommen. Keine dieser Organisationen hat gegen die Verhaftung und Verurteilung ungezählter Persönlichkeiten des kulturellen und akademischen Lebens durch Franco protestiert. Niemand wandte sich gegen das Dekret, mit dem die Einfuhr aller unabhängigen Publikationen untersagt wird. Selbstverständlich ist auch „Cuadernos“ in Spanien verboten.

Der französische Rundfunk hat seine Programme in spanischer Sprache eingestellt, obwohl vor allem die Vorträge Salvador de Madariagas und des baskischen Priesters Pater Olaso sehr viel gehört wurden. Die Spanier hören heute ausländische Sendungen in ihrer Sprache nur noch aus Moskau und Prag. Wo bleibt die Unterstützung des Westens für das spanische Volk?

Man muß allerdings einen Unterschied machen zwischen den westlichen Regierungen und den von ihnen unabhängigen freien Organisationen, besonders jenen der Gewerkschaften und der Europabewegung. In den Gewerkschaftsinternationalen wie in der Sozialistischen Internationale sind die Organisationen der spanischen Emigration als Vollmitglieder vertreten. Die Europabewegung hat die spanische Europa-Organisation, deren Präsident Salvador de Madariaga ist, offiziell anerkannt. Auch das Internationale Arbeitsamt soll in diesem Zusammenhang erwähnt werden; es hat vor kurzem nach einer gründlichen und unparteiischen Untersuchung die spanische Arbeitsgesetzgebung verurteilt.

In Spanien gibt es eine geistige Bewegung, auf die der Westen bauen kann: die Europaidee. Sie wird von Tag zu Tag stärker. Spanier aller Schichten und aller demo-

kratischen Richtungen sind heute der Überzeugung, daß Spanien nicht anders gerettet werden kann als durch den Beitritt zu einem Vereinten Europa. Nur wenige fordern, daß die amerikanischen Luftstützpunkte einfach beseitigt werden sollen; die meisten glauben, daß diese Stützpunkte, wie ganz Spanien, in den größeren Rahmen der europäischen und atlantischen Gemeinschaft eingegliedert werden sollen, auf der Grundlage der Gleichberechtigung Spaniens mit allen anderen Ländern. Spanien gehört zum Westen. Die Europäische Idee ist in Spanien so einflußreich geworden, daß Franco sie zu lenken und zu kontrollieren versucht. Die von ihm gebilligten Versammlungen für ein Vereintes Europa sind stets sehr gut besucht, sprengen aber zumeist den vom Regime gesteckten Rahmen und wenden sich gegen dieses. Die Europaidee ist ein Instrument sowohl des Widerstandes gegen Franco wie des Widerstandes gegen die kommunistische Infiltration.

In diesem Zwei-Fronten-Kampf ist die Aussöhnung aller Spanier eine unbedingte Notwendigkeit. Heute gibt es dreierlei Spanien: das offizielle, totalitäre Spanien, das Spanien im Exil und jenes, das ich das „wirkliche Spanien“ nennen möchte. Das erste ist ein Anti-Spanien, eine „Anti-Nation“ im Sinne Unamunos. Das zweite, dem der heimatische Boden entzogen war, drohte abzusterben, hat aber mittlerweile wieder Verbindung zum dritten und wichtigsten Spanien gefunden, zu jenem, das sich während zweier Jahrzehnte der Knechtschaft im Lande selbst geformt hat. Das „exilierte und das „wirkliche“ Spanien wachsen immer mehr zu jenem *einen* Spanien zusammen, das die tragischen Folgen des Bürgerkriegs überwinden will.

DIE GEGENKRÄFTE

Dieser Vereinigung stehen als Haupthindernisse das Franco-Regime und der Kommunismus entgegen. Im Angesicht zweier totalitärer Bedrohungen formieren sich die Gegenkräfte im Inneren Spaniens und in der Emigration. Schon gibt es in Spanien selbst eine „Demokratische Union der Studenten“. Sie besteht aus der *Agrupación Socialista Universitaria*, den *Juntas Republicanas Sindicalistas* (die bis vor kurzem falangistisch waren), aus den christlichen Demokraten, der „Sozialen Partei für demokratische Aktion“ (*Riduejo*) und dem „Europäischen Funktionalismus“ (*Tierno Galván*). Ihr gemeinsames Manifest schließt mit den Worten: „Wenn die Stunde schlägt, werden alle da sein, die den Willen haben, frei zu sein. Fehlen werden nur jene, die sich selbst ausschließen: die Totalitären aller Schattierungen, die blauen, weißen und roten!“ Die gegen Franco eingestellten Monarchisten haben sich in einer „Bewegung des nationalen Widerstandes“ zusammengeschlossen. Und die verschiedenen Gruppen der Emigration haben ein Abkommen unterzeichnet, in dem die Grundsätze einer gemeinsamen Politik festgelegt wurden.

Das spanische Problem ist nach wie vor ein internationales Problem. Es geht um eine *Reconquista* im Namen der Freiheit und der Menschenrechte. Kann man den Totalitarismus im Osten bekämpfen, wenn man gleichzeitig mit dem Totalitarismus des Westens paktiert? In Spanien besteht die Gefahr, daß die beiden totalitären Systeme gemeinsame Sache machen. Wird der Westen heute ebenso blind und taub sein wie vor zwanzig Jahren?

Wie stark ist die ostdeutsche Opposition?

Sommer 1945, die Zeit der Potsdamer Konferenz. Entlang der Bahnlinie alle paar Meter ein grünbemützter Soldat der Grenztruppen (angeblich reiste der rote Zar auf dieser Strecke nach Potsdam). In den Parkalleen von Sanssouci Soldaten der Grenztruppen mit sibirischen Schäferhunden. Folgendes Gespräch mit einem Offizier dieser sympathischen Institution:

Offizier (auf die Zerstörungen zeigend): „Die Deutschen haben aber bis zur letzten Sekunde gekämpft.“

Ich: „Die Opposition war zu schwach, um eine Änderung herbeizuführen.“

Offizier: „Wenn die Regierung stark ist, gibt es eben keine Opposition.“

Ich: „Was würdet ihr tun, wenn in diesem Lande eine Opposition gegen die Sowjetmacht entsteht?“

Offizier: „Hier wird nie eine Opposition entstehen; und wenn, dann werden wir überall Plakate ankleben: ‚Mit dem heutigen Tag ist jede Opposition verboten!‘ Für die Deutschen genügt das. Auch für die Tschechen. Nur bei den Polen reicht es nicht aus.“

Erst 1953, acht Jahre später, kam mir dieses Gespräch wieder in Erinnerung. Die marschierenden Kolonnen der Ostberliner Arbeiter und die russischen Panzer in der Leipziger Straße ließen sich in das Rezept des Sowjetmajors vom Jahre 1945 nicht einordnen. Verdutzt schauten die Rotarmisten auf das ungewohnte Bild der rebellierenden Arbeitermassen. Langjähriger politischer Unterricht kam in Konflikt mit der Wirklichkeit. Die Sowjetführer erlebten eine Enttäuschung (übrigens nicht die erste). Lenins Hoffnungen auf die Revolution in Deutschland hatten sich nicht erfüllt. Auch Stalins Zuversicht, daß die starke KPD sich als heimlicher Verbündeter im „Vaterländischen Krieg“ erweisen werde, war eine glatte Illusion und der neue Kurs Berijas und Malenkows hatte eine Revolte zur Folge. Der ostdeutsche Aufstand vom 17. Juni 1953 wurde zunächst für Berija zum Verhängnis und bereitete die Niederlage Malenkows vor. Das Fazit, das die Parteistrategen im Kreml aus den Juni-Ereignissen gezogen haben, soll von Suslow mit einem Satz definiert worden sein: „Man darf den Deutschen niemals Schwäche zeigen.“

DIE SONDERSITUATION DER DDR

Der ostdeutsche Satellitenstaat kann mit keinem andern der volksdemokratischen Staaten verglichen werden. Alle übrigen Satelliten Moskaus (mit Ausnahme von Nordkorea, wo wieder andere Gesetze und Bindungen bestehen, vor allem in bezug auf Rotchina) bilden geschlossene territoriale Einheiten. Ihre Völker sind total unterdrückt und müssen sich total wehren, wie die Ungarn oder Polen — oder total kollaborieren, wie die Tschechen. Gewiß hat Ostdeutschland mit dem tschechischen Teil des Prager Zwei-Völker-Staates in bevölkerungspolitischer Struktur, in der hohen Industrialisierung und in mancher soziologischer und psychologischer Hinsicht große Ähnlichkeiten. Aber damit hört der Vergleich auf.

Bogdan Osadczyk-Korab, der mit diesem Beitrag erstmals im FORUM zu Wort kommt, ist Berliner Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“.

Solange im Westen die Bundesrepublik mit ihrem überragenden menschlichen und wirtschaftlichen Potential und einem einigermaßen funktionierenden Parlamentarismus besteht, und solange es noch die kleinste Lücke nach Westberlin gibt — solange muß die DDR von Moskau als ein Sondergebilde im Warschauer Pakt betrachtet werden. Polen, Ungarn, Rumänien, Litauer oder Ukrainer können sich keinen Massenexodus ohne Massenmord an den Grenzen leisten; und wenn sie einzeln flüchten, so gehen sie in die Fremde. Der ostdeutsche Bürger kann trotz allen Abschreckungs- und Vorbeugungsmaßnahmen des Regimes noch immer für 20 Ostpfennig mit der S-Bahn in die Freiheit fahren; und dann befindet er sich in seinem Heimatland. Das ist ein primitiver Tatbestand, aber er hat enorme Bedeutung für die Probleme der Opposition in der ostdeutschen Satrapie. Bisher haben über zwei Millionen Menschen ihre Fluchtchance mit Erfolg wahrgenommen. Viele von ihnen mögen Schwächlinge gewesen sein, die der permanenten Nervenprobe nicht gewachsen waren. Aber es sind auch Männer und Frauen weggegangen, die dem herrschenden System hartnäckigen Widerstand geleistet hatten. Dieser Substanzverlust innerhalb der Resistance-Kräfte macht sich auf die Dauer bemerkbar. Man braucht sich nur die heutige Führerschaft und die unteren Instanzen der in Ostdeutschland noch zugelassenen bürgerlichen Parteien — der CDU und der Nationalliberalen — genauer anzusehen, von denen alles, was ein wenig Rückgrat besaß, schon längst den Weg nach Westdeutschland angetreten hat.

DIE ANDERE HEIMAT

In den übrigen Satellitenstaaten müssen die oppositionellen Kräfte nationale Selbsthilfe organisieren. Einen andern Ausweg gibt es dort nicht. In der deutschen Sowjetzone gelten andere Grundsätze. Für Sozialdemokraten und Liberale, für Christliche Demokraten und Agrarier, für Freidenker, Protestanten und Katholiken, für Altphilologen, Matrosen und Jazzanbeter gibt es nur *eine* politische Heimat: die Bundesrepublik. Nützen die westdeutschen Parteien das auch richtig aus? Wohl kaum. Die bürgerlichen Politiker der Bundesrepublik können zu ihrer Entlastung allenfalls vorbringen, daß die Bonner Regierung die Interessen ihrer vermeintlichen Wählerschaft in der DDR wahrnimmt. Tatsächlich erscheint jede Aktivität der bürgerlichen Kreise in der DDR fast immer wie eine Reflexbewegung der Bonner Thesen. Und da es keine Regel ohne Ausnahme gibt, sorgen in diesem Fall die FDP-Leute an der Ruhr dafür, daß ihr merkwürdiges Treiben von den Überresten der Liberalen in der Zone nicht begriffen werden kann. Um so willkommener ist es den Drahtziehern der deutschen Konföderationspläne.

Aber der Liberalismus war zwischen dem Thüringer Wald und dem mecklenburgischen Bauern- und Junker-Flachland nie eine starke politische Bewegung. Eher kann die heutige DDR als traditionelle Domäne der deutschen Sozialdemokratie angesehen werden. Wie stark das Selbstbewußtsein der Sozialdemokraten in Ostdeutschland noch

1945 war, entnehme man einem Ausspruch des heutigen Chefs der Pankower Marionettenregierung, Grotewohl, der damals, als sozialdemokratischer Führer in der Sowjetzone, dem späteren Bonner Minister Jakob Kaiser erklärte: „Der Otto Grotewohl kapituliert nie. An dem Tage, an dem mich Karlshorst zur Kapitulation zwingen will, löse ich die SPD auf.“ Wenige Wochen später gab Grotewohl seine Zustimmung zur Bildung einer Einheitspartei mit den Kommunisten. Dennoch fühlen sich die meisten in der kommunistischen SED organisierten Arbeiter mit der westdeutschen SPD verbunden. Die SPD ist somit in unvergleichlich höherem Maße als jede andere Vertreterin des demokratischen Sozialismus verpflichtet, im ideologischen Kampf die Menschenfeindlichkeit des Marxismus östlicher Prägung mit immer neuen Argumenten klar- und bloßzustellen. Es muß leider gesagt werden, daß die SPD diese Verpflichtung entweder nicht begreift oder ihr nicht gewachsen ist.

Und das Ostbüro der SPD? Natürlich leistet es sehr viel — aber wird es von der Parteiprominenz nicht immer mehr wie ein schwarzes Schaf behandelt? Jedenfalls hat der SPD-Vorstand seit dem Tode Schumachers eine große ideologische Bataille mit dem Kommunismus im andern Teil Deutschlands strikt vermieden. Man vergleiche die bürgerliche und die sozialdemokratische Presse Westdeutschlands, und man wird finden, daß die Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Sowjetbarbarei in den nichtsozialdemokratischen Blättern viel häufiger erfolgt und viel tiefer schürft. Wohin diese merkwürdige Abstinenz in der Behandlung einer primären Frage führen muß, zeigt sich schon heute an manchen Erscheinungen innerhalb der westdeutschen Falkenbewegung und bei den sogenannten „gesamtdeutschen Arbeiterkonferenzen“, die von der SED mit Gewerkschaftlern und Sozialdemokraten aus der Bundesrepublik regelmäßig in Leipzig veranstaltet werden.

DIE KOMMUNISTISCHE OPPOSITION

Gibt es also eine Resistance in Ostdeutschland? Zweifellos. Es gibt oppositionelle Regungen verschiedenster Schattierungen. Der Widerstand der bürgerlichen Kreise orientiert sich nach Bonn. Die heimliche Sozialdemokratie hat noch immer ihre Verbindungen zum Ostbüro der SPD. Die Gläubigen beider Konfessionen halten mit ihren Kirchenleitungen zusammen. Das alles zwingt das herrschende SED-Regiment zu einem permanenten Abwehrkampf gegen die „bürgerliche Ideologie“, gegen den „Sozialdemokratismus“, gegen die Einflüsse des Protestantismus und gegen die in der Diaspora wirkende Katholische Kirche.

Jenseits all dieser gesellschaftlichen Kräfte und Strömungen gibt es schließlich die ostdeutschen Kommunisten. Und da die DDR seit geraumer Zeit als ein Vollsatellit gilt und alle Attribute eines volksdemokratischen Staates aufweist, müssen sich auch in Ostdeutschland, wie in jedem Land des Ostblocksystems, konkrete Veränderungsprozesse abspielen. Wie jedes totalitäre Regime ist auch die SED-Herrschaft den Gesetzen der Diktatur unterworfen.

Wenn die Lage in Ostdeutschland mit den revolutionären Vorgängen des Jahres 1956 in Ungarn und in Polen verglichen werden soll, so ist dies aber nur für die Zeit des Juni-Aufstandes 1953 möglich. Imre Nagy wurde von einer Welle des gesamt nationalen Widerstandes des ungarischen

Volkes hochgetragen. Dem polnischen Nationalkommunisten Gomulka verhalfen Edward Ochab durch seinen freiwilligen Rücktritt und Nikita Chruschtschew durch seinen unüberlegten Interventionsversuch zum Durchbruch. In der deutschen Sowjetzone fehlten im Frühjahr 1958, als Ulbricht die fraktionelle Gruppe Schirdewan-Wollweber aus dem Politbüro und aus dem ZK verjagte, sowohl die ungarischen wie auch die polnischen Voraussetzungen. Das will nicht heißen, daß Ulbricht nur die jetzt gestürzten Rivalen zu fürchten brauchte. Das Grundübel des Satellitenkommunismus, das sich nach dem Tode Stalins und noch stärker nach dem XX. Parteitag in den Organismus aller Parteien hineinfraß, hat auch die SED nicht verschont und führte zu vehementen Cliquenkämpfen an der Spitze. Im angeblich „monolithischen“ Zentralkomitee zeigten sich plötzlich tiefe Risse. Die Moskowiter-Gruppe unter Ulbricht, die „Spanier“ Dahlem und Rau, die bodenständigen KZ-Partisanen wie Schirdewan und Selbmann standen gegeneinander. Philosophen, wie Bloch, Harich und andere, verlangten Forschungsfreiheit und die Abkehr von überlebten Dogmen. Der Agrartheoretiker Vieweg plädierte für die Auflösung der Kolchosen. Der Nationalökonom Behrens bekannte sich zum Gesetz von Angebot und Nachfrage in der Wirtschaft. Sein Fachkollege Benary wollte statt Kommandowirtschaft die Beachtung der ökonomischen Gesetze einführen. Ein Jakobiner-Klub an der Ostberliner Humboldt-Universität schickte sich an, zu einem Petöfi-Kreis oder einer „Po Prostu“-Gruppe in der DDR zu werden.

KEIN TALENT FÜR VERSCHWÖRUNG

Aber wie so oft in der Geschichte der deutschen Revolutionen und Aufstände entwickelten sich diese oppositionellen Regungen ohne den geringsten Sinn für die Realitäten einer Verschwörung. Jeder führte seinen Kampf auf eigene Faust. Es gab kein organisatorisches Zentrum und keine Zusammenarbeit. Der Spanienkämpfer Franz Dahlem, den man im Oktober 1956, wenige Tage vor dem geplanten Umschwung, zu einem Anschauungsunterricht nach Polen eingeladen hatte, bekam es mit der Angst und lief zu Ulbricht, um sich von jedem Verdacht reinzuwaschen. Professor Harich machte seine Revolution wie ein Primaner: er weihte den sowjetischen Botschafter Puschkin in seine Pläne ein und hoffte, daß dieser Erzstalinist den Erzstalinisten Ulbricht zum Rücktritt bewegen würde. Die hohen Parteifunktionäre Ziller und Selbmann gaben bei einem geselligen Beisammensein am 9. Dezember 1957 im Uranerzkombinat Wismut einigen ihnen nur flüchtig bekannten Parteimitgliedern ihre Konspirationspläne bekannt, ohne daran zu denken, daß auch die Spitzel Ulbrichts mithören könnten. Das hat den literarisch und musisch begabten ZK-Sekretär für Wirtschaftsfragen, Gerhard Ziller, das Leben gekostet. Schirdewan und Wollweber sind aller Ämter entkleidet. Professor Harich sitzt im Gefängnis. Professor Vieweg sitzt im Gefängnis. Professor Behrens hat eine vernichtende Selbstkritik abgelegt. Der Jakobiner-Klub in der Ostberliner Universität hat sich in alle Winde zerstreut und sein geistiger Führer Kurt Ottersberg gebärdet sich jetzt als glühender Anhänger der Ulbricht-Diktatur.

Auf dem Trümmerfeld des ostdeutschen „Gomulkismus“ ist Walter Ulbricht als Sieger zurückgeblieben.

Malaien sind Mangelware

EIN BERICHT AUS KUALA LUMPUR

Es war kurz nach dem „Merdeka“-Tag, dem Tag der Unabhängigkeit, als ich in Kuala Lumpur ankam. An diesem Tag war Malaya zum jüngsten unabhängigen Staat der Welt geworden, und das hätte mich zu teils tiefen, teils erhebenden Gedanken anregen sollen. Aber ich konnte mir nicht helfen: während der ganzen ersten Tage meines Aufenthalts fiel mir immer wieder dieser alte, vergilbte Zeitungsausschnitt ein, den ich seit mehr als zwanzig Jahren bei mir trage. Er stammt aus einem Budapester Abendblatt von 1935 und besagt in riesigen Lettern vom fettesten Schwarz: „DER HEUTIGE TAG VERLIEF OHNE SENSATIONELLES EREIGNIS“.

Was trieb mich, an diesen Zeitungsausschnitt zu denken? Wahrscheinlich der Umstand, daß Malaya an seinem Unabhängigkeits-Tag gar nicht so unabhängig geworden war, wie es schien; und zwar aus zwei Gründen: erstens kann ein Land heutzutage nicht wirklich unabhängig werden, und zweitens wurde Malaya am 31. August 1957 nicht einmal im Rahmen seiner Möglichkeiten unabhängig, denn es war schon seit zwei oder drei Jahren unabhängig gewesen. „Merdeka“ feierte also die Erreichung eines Zustands, der einerseits nicht bestand und andererseits schon bestanden hatte.

Auch sonst war die Art, wie Malaya seine Unabhängigkeit erreichte, eine Enttäuschung für viele. Es ging zu schnell und zu glatt. Daran waren die Engländer schuld. Kaum hatten die Malaien nach Unabhängigkeit verlangt, wurde sie ihnen von den Engländern auch schon bewilligt. So raubte man den unglückseligen malaiischen Freiheitsführern die Chance, einige Zeit im Gefängnis zu verbringen oder auf andere Weise für ihr Land zu leiden. Zweifellos hätten sie das ebenso wacker getan wie beispielsweise die Inder. Aber sie hatten einfach kein Glück, und das ist ihrer Popularität, besonders unter der Jugend, nicht zuträglich.

Jetzt herrscht also statt der Königin von England ein malaiischer König, die britische Oberschicht wurde durch eine malaiische ersetzt, der tüchtige, von den Engländern ausgebildete Verwaltungsapparat besorgt seine Arbeit wie zuvor, das Land ist wohlhabend und nach asiatischen Begriffen sogar reich — wie soll es also seine Probleme lösen, wenn es keine hat?

*

Bei näherem Zusehen hat es aber doch welche. Zum Beispiel ist Malaya keineswegs, wie man annehmen sollte, das Land der Malaien.

An dieser Stelle muß ich den geneigten Leser bitten, sich einige verwirrende Unterschiede klarzumachen, die durch allerlei

Sprach- und Übersetzungs-Tücken noch verwirrender werden: die Einwohner von Malaya heißen, unbeschadet ihrer Rasse und Religion, *Malayaner*. Die *Malaien* sind Angehörige der malaiischen Rasse und Moslems. Und die *Malaisier* wiederum sind eine Mischung aus Malaien und Indonesiern. Ein Chinese kann ein Malayaner sein, aber niemals ein Malaie, so wenig wie ein Malaie jemals ein Chinese sein kann. Hingegen kann ein Malaie ohneweiteres ein Malayaner sein. Auch ein Inder kann das. Niemand jedoch kann ein Inder ein Malaisier sein. Und was ein Malaisier alles nicht sein kann, geht aus dem bisher Gesagten klar hervor.

Das Hauptproblem des Staates Malaya ist das geringe Vorkommen von Malaien. In China sind zu viele Chinesen, in Indien sind zu viele Inder, aber in Malaya sind zu wenig Malaien. Den offiziellen Statistiken zufolge gibt es nahezu drei Millionen Malaisier und mehr als drei Millionen „Sonstige“: Chinesen, Inder, Europäer. Nur sind die Malaisier, siehe oben, nicht mit den Malaien identisch. Das beste, was die Malaien von sich sagen können, ist, daß sie zwar nicht die Majorität der Bevölkerung, aber doch die größte aller ihrer Einzelgruppen darstellen. Und selbst das stimmt nur so lange, als Singapur im separierten Zustand einer britischen Kolonie verbleibt. Wenn man die 1,250.000 Einwohner von Singapur zur Bevölkerung Malayas, mit ihren mehr als 90.000 Chinesen, hinzuzählt, dann liegen die Malaien auch unter den Einzelgruppen nicht mehr an erster Stelle. Diese traurige Tatsache im Gespräch auch nur zu streifen, gilt in Malaya als taktlos.

*

Daß die Malaien in Malaya Mangelware sind, äußert sich unter anderem im völligen Fehlen einer malaiischen Mittelklasse. Die Sultane, die Aristokratie, die Oberen Zehntausend und die hohen Beamten sind Malaien. Und Malaien sind andererseits die Straßenkehrer, die Kanalarbeiter, die Taxichauffeure und die kleinen Landleute, die mit dem unvermeidlichen Sarong um den Körper und dem ebenso unvermeidlichen Lächeln auf den Lippen die vielen Kampongs bevölkern. Demgegenüber beläuft sich die Anzahl der malaiischen Ärzte und Doktoren in der ganzen Stadt Kuala Lumpur auf ein halbes Dutzend. An der Universität gibt es nur sehr wenige malaiische Studenten, es gibt kein einziges malaiisches Hotel unter den 156 Hotels von Kuala Lumpur, und es gibt nicht ein einziges wirklich gutes malaiisches Restaurant — vermutlich weil die Malaien, zum Unterschied von den Chinesen, nicht gerne öffentlich essen. Dabei verfügt die malaiische Küche über eine köstliche Spezialität, „Satay“ geheißen und bestehend aus kleinen Würfeln von Rindfleisch, auf Kokosnußstäbchen aufgereiht und in einer

scharf gewürzten Sauce über offenem Holzfeuer gebraten. Wer ein hervorragend zubereitetes Satay essen will, begeben sich in ein chinesisches Restaurant.

Die Chinesen haben in Malaya eine einzigartige Stellung inne. Ich kenne kein zweites Land, das seine gesamte Mittelklasse aus dem Ausland importiert hätte. Auch die in Malaya vollzogene Teilung der Machtverhältnisse ist ohne Gegenstück: die politische Macht liegt in den Händen der malaiischen Oberklasse, die wirtschaftliche in den Händen der chinesischen Mittelklasse.

Die in Malaya lebenden Chinesen leiden unter dem gleichen, tief eingewurzelten Komplex wie die meisten Menschen (einschließlich meiner selbst), die nirgends richtig hingehören. Sie leben in Malaya, aber sie sind keine Malaien. Andererseits haben sie schon seit zu vielen Generationen in Malaya gelebt, um noch richtige Chinesen zu sein. Folglich sind diese sogenannten „Straits Settlements“-Chinesen darauf versessen, sich selbst und ihrer Umwelt unausgesetzt zu beweisen, daß sie richtige Malaien und richtige Chinesen sind. Darin liegt weder Widerspruch noch Unehrlichkeit. Schließlich ist Malaya ihre physische Heimat und China ihre kulturelle, auf die sie mit Recht stolz sind. China liegt in weiter Ferne und nimmt sich aus diesem Blickpunkt viel verlockender aus als etwa in der Nachbarschaft von Hongkong. Man kann verstehen, daß die Straits-Settlements-Chinesen ihre Beziehungen zu China nicht aufgeben wollen. Das Verhältnis des Emigranten zu seinem Ursprungsland ist ja überhaupt ein sehr kompliziertes. Wer wüßte das besser als ich, der ich seit langer Zeit ein Straits-Settlements-Ungar bin.

*

Kleinhandel und Handwerk werden fast ausschließlich von Chinesen ausgeübt. Damit haben sich die Malaien abgefunden. Auch daß der einstmals in Schwang befindliche Straßenterror eine größtenteils chinesische Angelegenheit war, nehmen sie ihren friedlichen chinesischen Mitbürgern nicht übel. Was sie ihnen übelnehmen, ist eine gewisse Herablassung, mit der sie von vielen Chinesen behandelt werden — teils aus intellektuellen Gründen, teils weil die Chinesen, wie sie selbst sagen, „alle Steuern im Land zahlen“. Ich kann nicht beurteilen, ob das zutrifft. Ich konnte lediglich feststellen, daß Malaya das einzige Land der Welt ist, in dem es mehr Autobesitzer als Steuerzahler gibt.

Die Malaien sind nicht nur charmante, sondern auch sehr vernünftige Leute. Bei jeder Gelegenheit sagen sie ihren englischen Freunden: „Ohne eure Hilfe hätten wir das alles nie erreicht“, und sie meinen es ernst. Die Engländer ihrerseits waren vernünftig genug, die Tage der weißen Herrschaft zu vergessen. Und wenn es gelegentlich noch vorkommt, daß Engländer zwei verschiedene Cocktail-Parties für zwei verschiedene Klassen ihrer Freunde geben, so muß man bedenken, daß sie das manchmal auch in London tun.

In Malaya, anders als im ewig spannungsgeladenen Singapur, herrscht gutes Einvernehmen zwischen den Rassen. Jede hat

Die deutsche Erstveröffentlichung von George Mikes' Reiseberichten aus Asien, die wir in Heft V/50 mit einem Brief aus Siam begonnen haben, wird mit diesem Beitrag fortgesetzt. Als nächstes folgt ein Brief aus Hongkong.

ihre Rolle zugewiesen bekommen und ist bereit, sie zu spielen. Die einzelnen Rassen machen einander keine Konkurrenz, sondern ergänzen einander. Sie leben Seite an Seite, wenn sie auch nicht wirklich zusammenleben. Chinesen und Malaien können nicht gemeinsam essen, denn die meisten chinesischen Gerichte enthalten Schweinefleisch, und können nicht gemeinsam trinken, denn den Malaien ist der Alkoholgenuß verboten. Das Ergebnis ist ein friedliches Nebeneinander, eine Ko-Existenz im ursprünglichen Sinn, die durchaus im Einklang mit der toleranten Lebensphilosophie der Malaien steht. Die Malaien sind stolze und fromme Moslems, aber all die dunklen, dogmatischen, ja fanatischen Züge, die dem Islam in manchen andern Ländern anhaften, haben sich bei ihnen auf ähnliche Art verflüchtigt, wie das mit dem Buddhismus in Siam der Fall ist. Die malaiische Spielart des Islam hat etwas Milde und sogar Lächelndes an sich. Warum auch nicht? In manchen Ländern ist ja auch das Christentum christlich geworden.

*

Nach Erringung der Unabhängigkeit entschied sich Malaya für eine monarchische Verfassung. Einer der Sultane, die zuvor über die verschiedenen malaiischen Staaten geherrscht hatten, wurde zum König von Malaya gewählt. Es war der Sultan von Negri Sembilan, Abdul Rahman. Seine beiden Rangälteren — der weithin berühmte Sultan von Jahore und der Sultan von Pahang — konnten nämlich aus sehr gewichtigen Gründen nicht gewählt werden.

Ibrahim, Sultan von Jahore, Sir, Generalmajor und mit vielen anderen Titeln behängt, zählt 85 Jahre. Aber es lag nicht an seinem Alter, daß er nicht König wurde. Es lag vielmehr daran, daß er den Posten ganz einfach nicht haben wollte. Er wollte die längste Zeit nicht einmal die Unabhängigkeit Malayas haben und hätte das Weiterbestehen einer möglichst engen Bindung an Großbritannien vorgezogen.

Sir Abu Baker Ri, der Sultan von Pahang und Ranglistenzweiter, mußte aus anderen Gründen unberücksichtigt bleiben: er besaß um eine Frau zuviel, und zwar fünf anstatt der zulässigen, wünschenswerten und moralischen vier. Wie andere Leute sich überlassen, hat sich Sir Abu überheiratet.

Malaya ist keine erbliche Monarchie. Wenn König Abdul Rahman stirbt, werden seine Mitsultane aus ihren eigenen Reihen seinen Nachfolger wählen. Ein ähnlicher Vorgang war, wie man weiß, auch im Heiligen Römischen Reich einige Jahrhunderte lang üblich.

*

Das Interesse ausländischer Beobachter richtet sich gewöhnlich darauf, wie die Bewohner eines fremden Landes leben. In Malaya ist es ebenso interessant zu beobachten, wie sie sterben. Schon nach kurzem Aufenthalt in diesem Land muß man die Institution des Totenhauses nachhaltig zur Kenntnis nehmen.

Das Totenhaus ist eine chinesische Einrichtung. Die Menschen werden deshalb

hingeschickt, weil es in China als Unglück gilt, zu Hause zu sterben. Trotzdem ist so ein Totenhaus kein Platz der Trauer. Ich hatte ausführliche Gelegenheit, ein in Jahore Bahru gelegenes zu beobachten. Die Verwandten der Bewohner saßen an kleinen Tischen vor dem Haus, plauderten und spielten Mahjong, meistens bis spät in die Nacht, so daß sie mit dem Klappern ihrer Spielsteine für nächtliche Ruhestörung in der ganzen Nachbarschaft sorgten. Diese gute Laune ist weder gewaltsam noch unförmlich. (Bei chinesischen Begräbnissen geht es immer sehr fröhlich zu, die Trauerfarbe ist weiß, der Tod gilt als ein göttlicher Scherz und keinesfalls als tragisch.) Die Verwandtschaft sitzt also draußen, der ehrenwerte Vater oder die ehrenwerte Großmutter sitzen drinnen. Und im allgemeinen sind die Pensionäre viel ungeduldiger als die Wartenden. Schon weil sie nicht Mahjong spielen dürfen.

Die Malaien haben keine Totenhäuser. Sie speisen zu Hause, leben zu Hause und sterben zu Hause. „Auch die Gebildeten unter ihnen“, sagte mir ein malaiischer Freund, „lassen den Arzt holen, wenn sie krank werden. Wenn der Arzt nichts hilft, holen sie den Medizmann. Sie glauben nicht an ihn, aber sie glauben, daß man doch besser so tun sollte, als ob man an ihn glaube. Die Apotheker sind in den meisten Fällen Chinesen und in ihren Läden bekommt man neben Penicillin und Sodabikarbonat auch eine große Auswahl von Zauberpflanzen.“

*

Für mich war Malaya vor allem das Land Somerset Maughams, eine geheimnisvolle, von Laster und Gewalttat strotzende Gegend. Ich hatte erwartet, auf Schritt und Tritt allen erdenklichen Verbrechen zu begegnen, hatte erwartet, daß jeder zweite Mensch mich spätestens nach dem dritten Glas Whisky beiseitenehmen würde, um mir von einem heimlich begangenen Mord zu erzählen. Nichts dergleichen geschah. Ich fand die Geschichte der malaiischen Gummipflanzungen ungleich interessanter als die meisten Plantagenbesitzer, die ich kennenlernte. Ich sah in dieser Geschichte eine sozusagen entpersönlichte Bestätigung der alten Tatsache, daß manche Menschen durch Erbschaft reich werden, andere durch hartes Arbeiten und wieder andere durch pures Glück. Malaya ist, was seinen Gummireichtum betrifft, durch pures Glück reich geworden. Es produziert auch Zinn, aber daran ist nichts besonderes, denn Zinn wird seit etwa viertausend Jahren von Menschenhand aus Minen gefördert und Malaya war bereits im neunten vorchristlichen Jahrhundert als zinnproduzierendes Land bekannt. Mit dem Gummi ist es eine andere Geschichte. Ihr Held ist der Direktor der Gartenanlagen von Singapur, Henry Nicholas Ridley. Er machte im Jahre 1880 den Vorschlag, Gummibäume aus Südamerika zu importieren und sie in Malaya einzupflanzen. Sein Vorschlag wurde verlacht und verworfen. Aber Ridley war ein hartnäckiger Mann und setzte seinen Plan durch. Als er 1911 in Pension ging, war Malaya bereits eines der wichtigsten Gummieexport-

Länder der Welt. Und da reden die Marxisten immer noch von „historischer Zwangsläufigkeit“ ...

*

Den Fußstapfen Somerset Maughams folgend, besuchte ich auch den berühmten Selangor-Club, ein freundliches Unternehmen, dessen indischer Portier zu den eindrucksvollsten Erscheinungen gehört, die ich auf meinen vielen Reisen gesehen habe. Das Essen ist gut, die Getränke sind erschwinglich und die Konversation erreicht beinahe die gleiche Lebhaftigkeit wie in einem Londoner Klub.

Ich erkundigte mich bei dem aus Rußland stammenden Sekretär, ob der Klub noch exklusiv wäre.

„Im höchsten Grade exklusiv“, antwortete er. „Wenn Sie allerdings russische Exklusivität meinen, dann sind wir nicht exklusiv.“

„Das heißt, daß Sie auch asiatische Mitglieder haben?“

„Eine ganze Menge. Asiaten sind bei uns immer willkommen.“

Ich erbat und erhielt die Erlaubnis, am nächsten Tag zur Lunchzeit ein paar Fernschaufnahmen für BBC zu machen. Mein Team von Kameraleuten und Technikern traf pünktlich ein. Ich saß noch an der Bar und wartete auf das Anwachen der mittäglichen Besucherzahl. Ich sah keine Asiaten.

„Zum Lunch kommen sie nicht so oft“, erklärte mir der Sekretär. „Sie kommen hauptsächlich zum Dinner.“

„Schade.“ Ich konnte mein Bedauern nicht verhehlen. „Für die Leute, die diese Aufnahmen sehen werden, macht es einen großen Unterschied aus, ob ich ihnen Asiaten und Europäer in frohem Durcheinander zeigen kann oder ob ich ihnen sagen muß: „Der Klub hat auch viele asiatische Mitglieder. Sie sind leider im Augenblick nicht zu sehen, aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß es sie gibt.“ Schade.“

Ich hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als zwei junge Damen eintraten. Beide trugen rote Saris, beide hatten auf ihrer Stirn das Kastenzeichen der vornehmen Hindus und beide waren ganz ungewöhnlich schön. Der Sekretär — nicht ohne Triumph — stellte mich vor. Der Name der einen klang mir ungefähr wie „Sakhrayana“, den andern Namen verstand ich nicht. Ich bat sie um Erlaubnis, mich an ihren Tisch zu setzen und in ihrer Gesellschaft gefilmt zu werden. Während die Kameras und Reflektoren aktionsfertig gemacht wurden, plauderte ich ein wenig mit Madame Sakhrayana.

„Sie sind aber kein Engländer?“ fragte sie binnen kurzem, denn sie hatte meinen fremdländischen Akzent bemerkt.

„Nein. Ich bin nur englischer Staatsbürger. In Wirklichkeit stamme ich aus Ungarn.“

„Ich auch“, sagte Madame Sakhrayana, das wunderschöne, vollasiatische Mitglied des Kuala-Lumpur-Clubs mit dem roten Sari und dem Zeichen der vornehmen Hindukaste auf ihrer Stirn. „Zuletzt habe ich in Wien gelebt. Mein Mädchennamen ist Heft.“

Grundlagen und Funktion des Romans

Der Blickpunkt, von dem aus ich unseren Gegenstand anvisiere, ist ein praktischer, ja, ein technischer. Des Künstlers Schicksal ist letzten Endes ganz in seiner Technik enthalten, im technischen Glück und Unglück: und nur dann ist er schicksalsgesund. Seine Arbeit wird gleichsam mit niedergeschlagenen Augen verrichtet — niedergeschlagen auf das Technische seiner Kunst — und das Höhere, was da im glücklichsten Falle vielleicht hinzugegeben wird: es ist für die anderen da.

Jedoch dieses Technische ist beim Romancier nicht nur auf sein genaues Überlegen und Bewegen der Mittel beschränkt, welche den Fluß der Erzählung in Gang und beim richtigen Zeitmaße halten. Es reicht unter diese Kunstmittel hinab, noch unter das geradezu auf die Kunst gerichtete, also zweckmäßig-technische Denken: und hier erst schafft es alledem die Substruktionen, indem es den erzählerischen Zustand als eine bestimmte und bedingte Situation in der *Mechanik* des Geistes erkennt: Die fundamentale Bedeutung des *Gedächtnisses* für die Haltung des Epikers hat uns Marcel Proust durch sein gewaltiges Werk praktisch demonstriert.

Und in der Tat, jede ergreifende Erzählung, auch jeder Takt symphonischer Musik, schmeckt und klingt „wie aufsteigende Erinnerung“; wie ungerufen aufsteigende, versteht sich. Nur diese erinnert und erneuert, taucht als paradoxe Neuigkeit aus längst Erlebtem. Nur die Träume des tiefen Schlafs sind nicht von diesem Tag gerufen und auch aus ihnen blickt uns ein Aug' an, das entfernte Jahre unvermutet aufgeschlagen haben, den Blickstrahl grad auf uns gerichtet. Die Auswahl zwischen dem Wesentlichen und dem Unwesentlichen ist hier längst getroffen. Wie Aphrodite aus den Fluten, so geformt taucht's aus der Ferne der Zeiten hervor, alle Arbeit ist hier lang getan, aller Sand und Schutt weggewaschen worden von den Wassern der Zeit, noch tief unter dem hellen Tag und dem Spiegel, unter dem Spiegel des Bewußtseins. Es brauchte sich einer nur wirklich zu erinnern und er wäre ein Dichter.

Die Gegenwart des Schriftstellers ist seine wieder-gekehrte Vergangenheit; er ist ein Aug', dem erst sehenswert erscheint, was spontan in die historische Distanz rückt. Was man sonst und vorher schon Leben nennt, deckt ihm diese als Störung. Aber das ineinander gesunkene und verschobene Gemäuer in der braunen Tiefe der Jahre dort unten ist ihm kein Steinbruch, wo er hingeht, Baustoff zu holen. Sondern von selbst wird plötzlich ein Teil aufleuchten wie von innen erhellter Smaragd.

Uns aber ist es nicht gegeben, vorsätzlich irgendwen oder irgendwas von den Toten zu erwecken. Nur hohes Wachsein können wir immer bereithalten, daß wir den unbegreiflichen Hauch von der Wand her spüren mögen, von der Wand her gerade dort, wo sie gar kein Fenster hat, durch das es etwa ziehen könnte, wo die Jahre ganz dicht ineinander gemauert stehen.

Aus alledem ergibt sich, daß der Erzähler ein wesentlich passiver Typus ist, der die eintretende Konstellation erwartet (um sich, wenn diese Grundbedingung gegeben, in die energischste Aktion zu setzen, aber das ist nebensächlich). Der Erzähler ist ein immerwährender Lauscher der frei steigenden Vorstellungen und hat mit diesen vertrautesten Umgang. Er ist einer, der weder an der Welt noch an sich selbst arbeiten will, wahrlich ein Mensch ohne Zielsetzungen. Er hängt ab von der Chemie seines Gedächtnisses.

Aber wie in ihm Vieles viele Tode gestorben ist, bevor es seine posthume Anteilnahme fand, so kann er selbst keinen anderen Weg gehen als den, welchen seine Gegenstände ihm jedesmal andeuten und nahelegen: er wird auch für seine Person den Blick aus der Richtung jener Wünschbarkeiten abwenden, die als ein „Du sollst“ oder „Du solltest“ sein aktuelles Leben dirigieren auf eine am Horizont stehende Figur zu, die ihn vollendet zeigt und in die er hineinverschwinden möchte.

Jedoch: nicht Figur zu werden, sondern Figur zu sehen ist seine Lebensform. Und sich unvollendet stehn zu lassen sein wesentlichstes Opfer.

In diesem einen Punkt mag er, wenn man's durchaus nicht anders will, noch ein Überwinder genannt werden, aber sonst wahrlich in gar keinem. Die restlose Zustimmung zum erfahrbaren Leben, unter welchen Zuständen und Umständen immer, schließt diejenigen der eigenen Person mit ein, welche alsbald von einem ebenso konservierenden und konservativen Blicke hic et nunc umfaßt wird wie die übrige Welt, die Außenwelt, von der man nie sagen kann wo sie anfängt, denn der Hautsack, in welchem wir stecken (um mit Franz Blei zu reden), ist keine genaue, nur eine grob sinnbildliche Topographie dieser Grenze.

Das heißt also: zum Komplexen resignieren, könnte man wohl sagen — resignieren in solchem Sinne auch was die eigene Person anlangt, welche zuzeiten in die Vollendung fliehen, ja davonschnellen möchte: aber es wäre in einen Kurzschuß hinein, es wäre ein einzelner Ast vom Stamm des Lebens, der alle in sich enthält, vorzeitig weggestreckt und er würde verdorren. „Es ist nicht mein Stand“, muß der Schreibende hier aus der Tiefe des Herzens sagen und mit eben diesen Worten der hl. Jeanne d'Arc, die das allerdings mit Bezug auf den Adel und das Kriegführen gemeint hat und mit dem Nachsatze „aber ich mußte hingehen und es tun“. Der Schriftsteller aber muß hier bleiben und nichts selbst tun, in der verwirrenden Krone des Baumes sitzen, den in die Vereinzelung davonestrebenden Ästen nachblicken und wissen, daß nur einer unter ihnen geradewegs emporsteigen kann, ohne des Ganzen verlustig zu werden: das ist der Stamm gleich selbst, der Ast der Äste und ihr implicite, dessen steigenden Säften allein die Heiligen grad aufwärts folgen dürfen, ohne irgendeiner Sache verlustig zu gehen und doch Typen zu werden oder sich Typen zu nähern.

Dies ist die gekürzte Wiedergabe eines Vortrags, den der österreichische Staatspreisträger vor der Pariser *Société des Etudes Germaniques* gehalten hat.

Das aber ist schon der zweite Scheideweg unseres ideal gedachten Autors. Früher noch hat ihn der Gebildete verlassen, welcher naturgemäß zurückscheuen mußte vor einer Erkenntnis, die allein den Schriftsteller bewohnen kann: daß nämlich, den erzählerischen Zustand einmal erreicht, vollends gleichgültig und gleichwertig wird — was man dann denkt und schreibt. Späterhin aber werden sich noch alle von ihm wenden, die überhaupt irgend etwas wollen und sein werden wollen (zum Beispiel Schriftsteller werden wollen). Endlich aber überhöht unseren Autor entschwebend der begnadete Heilige und läßt ihn zurück im Gewirr der Äste und Ästchen und Zweige als den letzten Mann, der das Komplex und Ganze des Lebens bis zum Äußersten verteidigen wird gegen jede endgültige Lösung, der in des Lebens Mitte sitzt und zugleich unter dem furchtbaren Verdachte steht, er hätte sich daneben gestellt, mit seiner Behauptung: daß alles schön sei, was man genau und ausführlich sieht.

*

Dies alles läßt sich nüchterner (wenn auch dann weniger anschaulich) sagen und zusammenfassen:

Es geht für den Schriftsteller einfach darum, seine ganze erste Dinglichkeits-Reihe, also schlechthin alles, was ihm bis zum Punkte der Entscheidung zuteil wurde und ihn auf diesen Punkt geschoben hat, als Vollendungskategorie aufzugeben: ein Akt von profunder Undankbarkeit, Untreue und Inkonsistenz. Denn, was ihm einst *alles* bedeutete, wird jetzt ein Fall unter Fällen. Er muß sein Leitbild opfern, sein ἡγεμονικόν (Hegemonikon), wie es die stoische Philosophie benennt; seine „Selbstwert-Vorstellung“ würden wir sagen: erst das heißt sich unvollendet stehen zu lassen. Und in solchen Augenblicken der Personswendung des Schriftstellers erst schlägt sich sein Auge auf für die wirklichen und empirischen Sachverhalte seines bisher abgelaufenen Lebens, die jetzt durch keine Sinngebungen mehr verschleiert, durch keine Sollvorstellungen mehr verschoben, durch keine Architektur und Periodisierung, wie sie jeder Bestrebte in seinen eigenen Lebenslauf hineinbringt, mehr falsch gerahmt erscheinen.

Durch diesen Akt wird die erste Dinglichkeits-Reihe zum Chaos, sie wird einer neuen Plastik zugänglich — re-plastiziert, so könnte man sagen. Und sie wird von da ab erst voraussetzungslos gesehen.

Damit erst fällt das Egozentrische, kann der Eros zum Objektiven frei werden, die Möglichkeit eines aliozentrischen Sehens — und damit des eigentlichen Bestrebens jeder Figur.

Es kann dem Schriftsteller nicht erspart werden, auf die persönliche Perfektion zu verzichten: denn seine Vollendungskategorien sind Apperzeptivität — man könnte sagen „höchste Zugänglichkeit“ — und Sprache.

Wenn man mich richtig versteht, dann weiß man bereits, daß die Aktion, von der ich spreche, eine bedenkliche ist. Dennoch erfordert die Höhe der Zeit und die Lage des Geistes heute, daß sie vom Romancier riskiert werde, als dem einzigen, dem aus solcher Entscheidung die Fruchtbarkeit kommt: Er wird anders keiner werden, wenn auch durchaus das bleiben, was man einen strebsamen und anständigen Menschen nennt. Aber jener Akt, um den es hier geht, ist ein rein geistesmechanischer. Er ist sozusagen vor-

moralisch und vor-religiös. Es ist ein Kreuzweg, der hier betreten wird, weitaus keiner allerdings im Sinne der Passion, sondern eine Wegkreuzung, Wegscheid, Carrefour. In alten Zeiten galt der Kreuzweg als ein anrühiger, hybrider Ort, von Dämonen umlagert und nächtens von jenen besucht, welche mit ihnen Umgang hatten und Beschwörungen übten.

Das alles darf uns nicht schrecken. Erst aus dem fruchtbaren Chaos, das nicht vorgeordnet ist, das keine Reste bisheriger Ordnung enthält, schlägt der Entscheidung Blitz ein neues und taufisches Leben.

Erst wenn ein solches Licht hinter ihnen aufgegangen ist, erscheinen die Konstruktionen eines zweckmäßigen und jetzt schon auf die Kunst gerichteten technischen Denkens mit ihrer vollen Deziertheit, und doch zugleich nur wie Schattenbilder von Vorgängen auf jener anderen Ebene, welche wir eben verlassen haben.

Wenn ich etwas über die Technik des Romans sagen darf, so wäre es vor allem dieses, daß sie jetzt erst im Begriffe ist, ihre epische Schwester in der Musik, nämlich die große Symphonie, einigermaßen einzuholen.

Das bedeutet die Priorität der Form vor den Inhalten: in der Tat wird erst durch sie der Roman zum eigentlichen Sprachkunstwerk.

Praktisch wird damit das Bestehen eines dynamischen Gesamtbildes für ein ganzes Werk verlangt — das heißt also ein klarer Überblick über das ganze Gefälle der Erzählung mit all ihren Beschleunigungen, Stauungen und Entladungen — lange noch bevor deren jeweilige Inhalte feststehen, entstanden nur aus rudimentären Keimen, oder sogar noch vor diesen. Ich machte solche Erfahrungen schlagartig bei der Konzeption einer Erzählung („Die Posaunen von Jericho“) im Jahre 1951, von welcher ich nur ein sehr klares und ins einzelne gehendes dynamisches Gesamtbild besaß, gerade genug, um eine Konstruktions-Zeichnung davon auf ein Reißbrett zu bringen.

Diese verhielt sich dann praktisch dem Leben gegenüber wie ein leeres Gefäß, das man unter die Wasseroberfläche drückt: unverzüglich schossen die Inhalte ein und erfüllten integral die Form. An Inhalten besteht — wenn einmal ein gewisses Stadium der „Zugänglichkeit“ erreicht ist — nie ein Mangel. Und ich sagte ja schon, daß für den Schriftsteller vollkommen gleichgültig sei, was er denkt und schreibt.

Unter solchen Voraussetzungen ergibt sich eine bisher nicht gekannte Freiheit der Mittel, welche ihr dezidiertem Ursprung doch weitab setzt von alledem, was man seit dem 19. Jahrhundert gerne und voreilig mit l'art pour l'art bezeichnet.

*

Die „Krise des Romans“ — dieser Ausdruck wird immer häufiger angetroffen — würde es heute auch geben, wenn es gar keinen Roman gäbe. Sie ist eine Krise unserer Wirklichkeit überhaupt; und der Begriff, welcher damit fragwürdig geworden, in Entzündung und Zerfall geraten ist, also seine Konturen verloren hat, ist jener der Universalität. Von ihm erst hängt das Schicksal der Gattung Roman heute ab, die ohne universalen Anspruch sofort zu einer Art „Amüsierbranche“ sich spezialisiert, anders jedoch — wenn es nämlich gelänge, Universalität neu zu konstituieren — ihren Platz als die führende Kunstgattung unserer Zeit unweigerlich einnahme als deren spezifische

Möglichkeit zum Gesamt-Kunstwerk, wenn auch auf profaner Ebene, und als das einzige praktische Contrarium gegen den vielbeklagten Zerfall in Spezialitäten und Spezialgebiete, die in ihrer Wissenschaftlichkeit schon skurril wirken und nebeneinander her funktionieren wie die Leibnizschen Monaden, aber ohne prästabilisierte Harmonie.

Eine jener Personen, auf denen ein starker historischer Akzent liegt, nämlich Goethe, hat dem Schriftsteller — und schon gar dem deutschsprachigen — die Möglichkeit zur neuzeitlichen Universalität gezeigt und zugleich ihm deren Last aufgeladen: denn im Leben des Geistes ist die jeweils vorderste Findung nicht eine Spitze, auf welche keineswegs jeder die Sachen treiben muß, sondern sie wird sogleich zum verbindlichen Maß und Bezugspunkt für alle.

Was hat uns Goethe doch aufgelastet! Ganz klein, da hinten in der Tiefe der Zeiten, sieht man das Licht in Doctor Faustens Studierstube: aber seine Vier-Fakultäten-Universalität erscheint als ein behagliches Zusammenlegspiel. Mir ist ein Autor bekannt, der seit sechzehn Jahren an einem dicken Wörterbuch arbeitet, darin verzeichnet und definiert steht, woraus man vielleicht eine behelfsmäßige Universalität noch erstellen könnte wie eine Baracke, und unter dem Motto: Universalität ist der geometrische Ort aller Sachen, die heute noch mit einem Mindestgrade von Deckung zwischen Innen und Außen ergriffen und zur Sprache gebracht werden können.

*

Was aber befähigt gerade den Romanschreiber, jenen so reichlich komplizierten Griff nach Goethes schwierig gewordenem Erbe zu wagen?

Nichts anderes als die Eigentümlichkeit seines Materials, der Sprache. An dieser Stelle hier öffnet sich die Kluft zwischen der Sprachkunst und allen übrigen Künsten überhaupt.

Wenn ein Kritiker der sogenannten bildenden Künste über eine Gemälde-Ausstellung sich äußern will, wird er der Sprache bedürfen, weil er nicht über die gesehene Ausstellung ein — Bild malen kann. Ebenso wenig wird ein Musik-Kritiker, der eine neue Symphonie zu besprechen hat, über diese ein — Streichquartett schreiben können, sondern er wird einen Aufsatz hervorbringen müssen. In beiden Fällen steht die kritische, die zerlegende, die analytische Arbeit in *einem anderen Materiale* als das Kunstwerk. Wenn aber der Kritiker sich einem Werk der Sprachkunst gegenüber stellt, sei's Roman oder Gedicht, so steht seine Arbeit im *gleichen* Materiale wie das Werk der Kunst, das sie zu deuten unternimmt.

Das heißt aber: die Sprache hat eine doppelte Anwendbarkeit. Einerseits kann sie rein als Material der Gestaltung gebraucht werden, wie Farbe, Ton, Thon, oder Stein. Ebenso groß aber ist ihre Kraft, wenn sie nicht gestaltweis, sondern zerlegungsweise, also analytisch auftritt, wenn nicht etwas dargestellt wird mit den Mitteln der Sprachkunst, sondern über etwas gesprochen oder geschrieben. Beide Anwendungsarten der Sprache erst machen zusammen einen Schriftsteller aus, und schon gar den Romancier.

Wie nimmermüde, synchronisiert laufende Kolben tauchen jene zwei Möglichkeiten der Sprache blitzend auf

und ab; ja, sie werden einander ständig steigern. Jeder starke Stoß in der Gestaltung wird wie ein nachrollendes Echo die zerlegungsweise Kraft auf den Plan rufen, deren Schärfe es dann geradezu provoziert, daß die Wogen der Gestaltung über ihr zusammenschlagen, das durchaus Vorläufige jeder Gedanklichkeit neuerlich erweisend. Die Produktion eines Romans ist etwas ähnliches wie jener Ringkampf zwischen Apollon und Herakles im Tempel zu Delphi, wie ihn Wedekind in seinem Drama zeigt: keiner wurde des andern mächtig.

Daß aber hier die Möglichkeit auf der Hand liegt, sich jeder Sache überhaupt zu bemächtigen, läßt den Griff nach Goethes Erbe als denkbar erscheinen. Mit dem universalen Anspruch ist jedoch auch das Gesamtkunstwerk schon gesetzt: Architektur des Aufbaus, Musik der sprachlichen Kadenz — der Satz im symphonischen Sinne — und die Leuchtkraft der Bilder. Alle Wissenschaften auch dienen zuletzt dem Romancier: so weit muß er die Arrogierung als heuristisches Prinzip treiben, um nur seiner Kategorie gerecht zu werden. Ja, um das Leben beisammen zu halten, und über allem skurrilen und gespenstischen Spezialistentume, wird er im Herzensgrunde glauben, daß nur durch die Sprachkunst, das Zum-Kristall-der-Form-Schießen, jedes Teilergebnis zuletzt verifiziert werden kann, und auch dieser Verifizierung bedürftig ist; wo nicht, dann gehört's wahrscheinlich zu alledem, was man nicht zu wissen braucht, um gleichwohl universal zu sein.

Wie aber, sagten wir nicht früher, die Universalität könne heute bestenfalls als Zelt oder Baracke erstellt werden? Aber eben damit ist die heutige Funktion des Romans einigermaßen genau bezeichnet. Auch Geometer, die in der Wildnis das Land vermessen, leben mitunter in Zelten. Eine Art Hauslosigkeit scheint der Natur des Schriftstellers überdies sehr angemessen. Nun, vom Gezelt also ziehen wir aus, und sind gar nicht der Meinung, daß Romanhandlungen etwas Überwundenes darstellen, und daß man ab Robert Musil in dieser Hinsicht nur mehr mit Wasser zu kochen habe. Die Aufgabe, die sich dem Roman heute stellt, ist sehr im Gegenteile die Wieder-Eroberung der Außenwelt: und in dieser wird bekanntlich gehandelt, in jedem Sinne. Denn die Schöpfung ist nun einmal dinglich, dagegen ist nichts zu machen, und das habe man vor Augen. Der utopische oder transreale Roman, wie ihn die Deutschen immer wieder hervorbringen, kann jene angegebene Funktion nicht erfüllen. Ebenso wenig vermag's alles reportagehafte Schreiben, Zeitung zwischen Buchdeckeln.

*

Die Fiktion, die Erfindung, zeigt jetzt in diesem Zusammenhange erst ihren hohen heuristischen Wert, ihren eigentlichen geistigen Ort: es ist der eines archimedischen Punkts. Die Fiktion setzt, sei's auch nur einen irritierenden Augenblick lang, den Autor außerhalb seiner hier und jetzt und so gegebenen Umstände. Sie schenkt ihm jene Ellbogenfreiheit, deren auch ein Pfeilschütze bedarf, um seinen Bogen zu spannen. So geht der Schuß ins Schwarze der Tatsachen.

Die Wieder-Eroberung einer auf weite Strecken hin in einer zweiten Wirklichkeit erblaßten Außenwelt ist also die heutige Funktion des Romans, und sie ist dem Schrift-

steller wohl deshalb anvertraut, weil dieser Feldzug bei ihm einem unwiderstehlichen echten Zwange entspringt. Sein empirisch verfaßter Geist sieht in den Fakten eine letzte Autorität — *facta loquuntur* — und er kann auf die äußeren und ihre Kompetenz so wenig verzichten wie auf sein Inneres, auf seine mit jenen Fakten korrespondierende Mechanik des Geistes; anders: er weiß, daß Romanhandlungen oder handlungsreiche Romane — so heißt in seinem Jargon die Deckung und Korrespondenz zwischen innen und außen — möglich, universal und repräsentativ sind, sobald die immer wieder auftretenden *Vacua* der zweiten Wirklichkeit sozusagen von einer ersten Wirklichkeit eingekesselt und umgeben bleiben: also der Deskription unterworfen, durch die Mittel der Kunst bewältigt und zum Ausdruck gebracht werden können. Damit werden sie Phänomene unter Phänomenen, das heißt, sie erfahren eine Realisierung, eine Verwirklichung im Sinne einer Durchdringung mit Wirklichkeit.

Ist aber die zweite Wirklichkeit uns nur benachbart, ist sie ein Reich neben uns und ein Maß in seiner Im-

manenz; dann steht des Schriftstellers Sache verzweifelt. Was er nicht mehr umfassen kann, ein Objekt, das er mit seinen empirischen Organen nicht allseitig mehr zu apperzipieren vermag: es hebt ihn selbst auf. Seine Funktion ist die Realisierung auch des Irrealen, das durch ihn zur Erfahrungstatsache und darstellbar wird. Wo keine Romanhandlungen mehr möglich sind, dort beginnt das Schatten- und Aschenreich der Untertatsächlichkeiten, der nicht mehr umgreifbaren, ungar gebliebenen Pseudo-Konkretionen.

Nie aber wird ein Autor, einmal so der Wirklichkeit verschworen, aus solchem Gefechte mehr weichen: nicht ins Transreale, nicht in die Romantik, nicht ins Ideologische: kein Erbe Goethes nur, sondern auch der Alten, deren Erfindung und überlebendes Relikt ja der Schriftsteller ist, wenngleich jene sich bestimmt nicht davon haben träumen lassen, zu welchem seltsamen Grenzkampf ihr Nachfahre würde berufen sein im Nebel und in der Un-sichtigkeit des 20. Jahrhunderts, aber im Grunde am gleichen Limes.

IN MEMORIAM THEODOR KRAMER

f. t. Ein Invalider noch vom ersten Weltkrieg her, ein Eigenwilliger und Eigensinniger, geplagt und jeder Plage aufgetan, leidend und manchmal unleidlich, mit zwanzig Jahren einer qualvollen Emigration hinter sich: so kam er 1957 nach Wien zurück, und so ist er, sechzigjährig, am 3. April 1958 hier gestorben — gerade als die Heimat (ein wenig schwerfällig, wie in solchen Fällen zumeist) sich wieder auf ihn besann, gerade als ihm Preise und Publikationsmöglichkeiten zuteil wurden oder knapp bevorstanden. Er hätte sich das Datum und die Umstände nicht besser aussuchen können, wenn's ihm darum gegangen wäre, mit seinem Tod das Fazit aus den Bitternissen seines Lebens zu ziehen. Ein „österreichisches Schicksal“, das da dem Sohn eines jüdischen Landarztes aus Niederhollabrunn widerfuhr? Gewiß auch das. Aber noch klarer, beängstigend klar, das Schicksal eines echten, eines durch und durch kompromißlosen Dichters: der sich treugeblieben ist bis in den Tod.

Theodor Kramer hat sein Leben lang keine Zeile geschrieben, für die er sich auf dem Totenbett hätte schämen müssen, und was der Dreißigjährige schrieb, hätte ebensogut der Sechzigjährige geschrieben haben können und umgekehrt. Es war stets die gleiche Handschrift und stets die gleiche Melodie, und beide waren so unverkennbar und unverwechselbar die seinen, wie das nur noch ein einziger von den rebellischen Lyrikern unsrer Zeit für sich in Anspruch nehmen darf: Bertolt Brecht. Aber Theodor Kramer hat sein Leben lang keine Zeile geschrieben, für die er sich auf dem Totenbett hätte schämen müssen.

Im FORVM sind nicht wenige seiner Gedichte zum erstenmal erschienen, und schon vor Jahren, anfangs 1955, als er der Heimat wieder einmal in Vergessenheit zu geraten drohte, wurde sein Werk in dieser Zeitschrift ausführlich gewürdigt (von Michael Guttenbrunner, Heft II/13). Hier folgt, aus dem Nachlaß nun schon, in memoriam Theodor Kramer ein Gedicht von beklemmender Ahnungsfülle.

Nun meine Zeit zu Ende geht

*Ihr Frauen, die ich flüchtig nur besaß,
ihr Leut', die mit mir leerten Glas um Glas,
wie kommt es nur, daß ihr, nun meine Zeit
zu Ende geht, in mir lebendig seid?*

*Den Stoppeln bin ich an Empfinden gleich;
ihr aber macht mein Leben seltsam reich,
ich seh' euch, wo ich nichts mehr sehen kann,
es kommt mich Rührung und Erbarmen an.*

*Es ist genug nicht, daß von euch ich sing';
o daß ich niedrig, ausgebrannt, gering,
Gesellschaft auch von euch nur einem wär',
und Tröstung einer, ist zumut ihr schwer.*

*Mein Leben, das ich selbst zerstörte bang,
nun wollt' ich, saftig wär' es noch und lang,
auf daß es allen, die statt euch ich fänd',
von Nutzen wär'; die Liebe hat kein End.*

Der eiserne Sprach-Vorhang

ANMERKUNGEN ZUM OSTDEUTSCHEN DUDEN

„Die Neusprache war die in Ozeanien eingeführte Amtssprache und zur Deckung der ideologischen Bedürfnisse des Engsoz erfunden worden. Sie hatte nicht nur den Zweck, ein Ausdrucksmittel für die Weltanschauung und geistige Haltung zu sein, die den Anhängern des Engsoz allein angemessen war, sondern darüber hinaus jede Art anderen Denkens auszuschalten. Wenn die Neusprache erst ein für allemal angenommen und die Altsprache vergessen worden war (etwa im Jahr 2050), sollte sich ein unorthodoxer — d. h. ein von den Grundsätzen des Engsoz abweichender — Gedanke buchstäblich nicht mehr denken lassen, wenigstens insoweit Denken eine Funktion der Sprache ist . . .“

AUS DEM ROMAN „1984“ VON GEORGE ORWELL

Was die Deutschen beiderseits der Zonengrenze noch immer miteinander verbindet, ist nicht zuletzt die gemeinsame Sprache. Westlich und östlich der Elbe haben dieselben Wörter dieselbe Bedeutung. Sowjetdeutsche Wort- und Begriffsneubildungen, wie „Jungaktivist“, „Komplexbrigade“, Partei- oder Lern-„Aktiv“, „Perspektivplan“, sind zwar auch in der Bundesrepublik bekanntgeworden, aber man hat sie bislang nicht recht ernst genommen und im wesentlichen den politischen Kabaretts überlassen. Man ist übereingekommen, sie als eine Art Grippeinfektion des Sprachorganismus, als eine Art politischen Schnupfens der deutschen Sprache zu betrachten.

Das ist künftig nicht mehr statthaft. Denn der „West-Duden“ der „Bibliographischen Institut AG“ hat vor kurzem ein sowjetdeutsches Pendant in Gestalt des „Ost-Dudens“ des „VEB Bibliographischen Instituts Leipzig“ erhalten. Ein „Pendant“ in der Tat und insofern, als das Wort, laut Duden beider Teile Deutschlands, nicht nur „Ohrgehänge“, „Seitenstück“ und „Ergänzung“, sondern sogar in erster Linie „Gegenstück“ bedeutet.

Ein „Gegen“-Stück also, und dies in mancherlei Hinsicht. Zunächst: der „Polit-Lektor“ (auch er eine der berichtigten sowjetdeutschen „Errungenschaften“) des Leipziger VEB-Instituts hat den Versuch unternommen, die neugeschaffenen Wort- und Begriffsneubildungen der hochdeutschen Schriftsprache einzuverleiben; sie stehen, nebst vielen anderen, sämtlich und säuberlich im Ost-Duden verzeichnet. George Orwell hat in seiner Untersuchung über die „Neusprache“ dergleichen Bildungen dem „Wortschatz B“ zugeordnet: er „bestand aus Wörtern, die absichtlich zu politischen Zwecken gebildet worden waren, d. h. nicht nur in jedem Fall auf einen politischen Sinn zielten, sondern dazu bestimmt waren, den Benutzer in die gewünschte Geistesverfassung zu versetzen.“

Den Benutzer in die gewünschte Geistesverfassung zu versetzen — welchem anderen Zweck sollte die Aufnahme der parteichinesischen Vokabeln in den Ost-Duden dienen? Immerhin, noch schreiben wir nicht das Jahr 1984, und noch widerstrebt es dem gesunden Sprachempfinden auch der ostdeutschen Bevölkerung, die deutsche Sprache durch den Gebrauch solcher, dem Funktionsjargon entlehnten Wörter zu desavouieren. Man könnte also

den Ost-Duden zuklappen und zur Tagesordnung übergehen, wenn nicht noch etwas anderes, Perfideres hinzukäme: der Ost-Duden beschränkt sich nicht mehr darauf, die Bedeutung der Wörter sachlich zu referieren, sondern er kommentiert sie nach den Richtlinien des SED-Zentralkomitees und versucht ihren ursprünglichen Sinn zu verfälschen.

So wird „Pazifismus“ im West-Duden (13. Auflage) als eine „Friedensbewegung zur Ausschaltung von Kriegen“ definiert; im Ost-Duden heißt es dagegen: „Ablehnung jedes, auch des gerechten Krieges“. Was man in Ulbrichts Staat unter einem „gerechten Krieg“ versteht, braucht nicht mehr erläutert zu werden.

„Klassenkampf“ fehlt im West-Duden; im Ost-Duden findet sich die folgende, übrigens erstaunlich ungeschickt formulierte Definition: „klassenmäßige Auseinandersetzung in jeder Gesellschaft, die sich auf Privateigentum an Produktionsmitteln gründet.“

„Demokratie“ ist im West-Duden eine „Volksherrschaft“, im Ost-Duden dagegen „eine Staatsform, deren Charakter durch die jeweils herrschende Klasse bestimmt wird.“

„Kosmopolitismus“ bedeutet im West-Duden schlicht „Weltbürgertum“, während der Ost-Duden, gleichsam zähneknirschend, erläutert: „heute vor allem Ideologie des Imperialismus, die unter dem Vorwand ‚weltbürgerlicher‘ Gedanken das nationale Kulturerbe zerstört und die nationale Unabhängigkeit der Völker zu untergraben trachtet.“

„Militarismus“ definiert der West-Duden ein wenig vage als „Vorherrschen militärischer Gedankengänge“, der Ost-Duden unterscheidet dagegen einen Militarismus in „imperialistischen“ und in „nicht-imperialistischen“ Staaten: Militarismus ist die „in imperialistischen Staaten mit Unterdrückung der Volksmassen und aggressiver Außenpolitik verbundene Unterordnung aller Bereiche des staatlich-gesellschaftlichen Lebens unter die militärische Kommandogewalt.“

„Agitieren“, im West-Duden als „aufreizen, werben“ definiert, hat im Ost-Duden einen positiven Akzent erhalten: „werben, für eine Partei, eine fortschrittliche Bewegung, eine Überzeugung aufklärend werben.“

Diese Beispiele stehen für viele. Sie beweisen, daß man in der stalinistisch ver-

frosteten deutschen Sowjetzone jetzt auch die Sprache für die Bewußtseinsveränderung des Menschen dienstbar zu machen versucht. „Zunächst“, schreibt Orwell in seiner Abhandlung über die Neusprache, „war das Verfahren offenbar ganz unbewußt und zufällig in Gebrauch gekommen, in der Neusprache aber wurde es vorsätzlich angewandt.“ Wer wollte nach alledem noch bezweifeln, daß der Leipziger Polit-Lektor vorsätzlich gehandelt hat? Es gilt daher aufzupassen. Aufzupassen, daß der politische Virus, den die SED dem Organismus der deutschen Sprache eingepflanzt hat, sich nicht über die sowjetdeutschen Grenzen ausbreitet. Denn der Ost-Duden ist nicht nur für den mitteldeutschen Hausgebrauch, sondern auch für den Export in die Schweiz und nach Österreich bestimmt.

HELLMUT KOTSCHENREUTHER

Reinhold Schneider †

Reinhold Schneider, am 7. April 1958 im Alter von 56 Jahren verstorben, war ein Mann so eigener Art, daß ihm kein aktuell-politischer Nachruf — es wurden einige verfaßt — gerecht werden kann. Gewiß war er, der von allen Dichtern seiner Generation das tiefste Gespür für Autorität und historische Tradition besaß, kein Konservativer im landesüblichen Sinn; zu tief brannte in ihm der Hunger nach Gerechtigkeit, als daß er um einer noch so vollendeten Ordnung willen die geringfügigste Gewalttat am Schwachen hätte ertragen können. Aber er war auch nicht das, was man einen Linkskatholiken nennt. Er mißtraute den perfekten Lösungen des Fortschritts ebenso wie den Kurzschlüssen schwärmerischer Gewaltlosigkeit. Sein historisches Denken kreiste immer wieder um Gestalten, die mit der ausweglosen Tragik jeder Machtausübung konfrontiert waren und sich ihrer Verantwortung nicht entzogen: Philipp von Spanien, Friedrich Wilhelm I. von Preußen, die große Elisabeth, der Weltpapst Innozenz III.

Schneiders Nachlaßdrama „Der große Verzicht“, das noch heuer in Bregenz und am Burgtheater aufgeführt wird, faßt diese Tragik noch einmal im historischen Symbol zusammen: auf der einen Seite Coelestin V., der Engelspapst, der das Friedensreich der Schwärmer heraufführen soll und sich in das Intrigenspiel weltlicher Gewaltherren verstrickt; auf der anderen Seite sein Nachfolger Bonifaz VIII., der die Macht in den Dienst einer überstaatlichen Ordnung stellen will, an ihrer Ausübung schuldig wird und in Schmach und Leid zugrunde geht. Die Lösung dieser gleichermaßen ethischen wie politischen Widersprüche liegt für Schneider im Religiösen, in einem schweigenden Abgrund, dem sich der Christ anzuvertrauen hat.

Reinhold Schneiders dichterische Botschaft wird nicht verstummen, solange die Menschen der freien Welt sich dem Urproblem von Macht und Gewissen stellen müssen.

F. A.

AUF DEM SPIELPLAN

Im abgelaufenen Monat (April 1958) haben die Wiener Sprechbühnen insgesamt 18 Stücke gespielt, und zwar das Burgtheater 6, das Akademietheater 5, das Theater in der Josefstadt 3, die Kammerspiele 1 und das Volkstheater 3. Es fanden 4 Premieren statt (ebensoviele wie im Vormonat). In der nachfolgenden Übersicht bezeichnet die erste hinter jedem Titel eingeklammerte Ziffer die Anzahl der Aufführungen im abgelaufenen Monat, die zweite die Gesamtzahl der Aufführungen seit Saisonbeginn.

BURGTHEATER

Goethe: *Faust I.* (13 — 13)

Nestroy: Einen Jux will er sich machen (6 — 16)

Grillparzer: *Des Meeres und der Liebe Wellen* (6 — 6)

Schiller: *Don Karlos* (4 — 6)

Csokor: 3. November 1918 (3 — 28)

Grillparzer: Ein Bruderzwist in Habsburg (2 — 38)

AKADEMIETHEATER

Patrick: Eine sonderbare Dame (21 — 22)

Molnár: *Olympia* (6 — 56)

Carroll: Der widerspenstige Heilige (4 — 43)

Mell: Apostelspiel (4 — 22)

Levi: Der Weg ist dunkel (2 — 17)

THEATER IN DER JOSEFSTADT

Nestroy: Der Talisman (23 — 43)

Lavery: *Die erste Legion* (19 — 19)

Morucchio: Der schönste Tag (5 — 61)

KAMMERSPIELE

Eckardt: *Rendezvous in Moskau* (38 — 67)

VOLKSTHEATER

O'Neill: *Seltsames Zwischenspiel* (17 — 28)

Sartre: Der Teufel und der liebe Gott (9 — 29)

Thomas: *Unter dem Milchwald* (5 — 5)

IN DEN KLEINBÜHNEN

COURAGE

Salacrou: Tugend um jeden Preis

EXPERIMENT

Aischylos: Der gefesselte Prometheus

THEATER AM FLEISCHMARKT

Beckett: *Endspiel*

Ghelderode: *Escorial / Ionesco: Die Nachhilfestunde*

Ionesco: *Die kahle Sängerin / Genêt: Die Dienstboten*

JOSEFSTADT IM KONZERTHAUS

Wittlinger: Kennen Sie die Milchstraße? (ab 1. Mai)

KALEIDOSKOP

Hausmann: Der Fischbecker Wandteppich

PARKRING

Hayes: An einem Tag wie jeder andere

TRIBÜNE

Giraudoux: *Siegfried*

IM INTIMEN THEATER

MARX UND MORITZ, ein politisch-musikalischer Bilderbogen von Merz, Qualtinger, Weigel und Bronner.

THEATER

KRITISCHE RÜCKSCHAU

KONZEPTIONSLOSIGKEIT MIT REICHSTEN MITTELN charakterisierte die vom Burgtheater seit langem angekündigte Neuinszenierung des „Faust“. Die Vorgeschichte setzen wir als bekannt voraus und streichen sie deshalb auf ein Minimum zusammen (wobei wir mit unsren Strichen immer noch behutsamer umzugehen hoffen, als der Regisseur Adolf Rott mit den seinen). Ursprünglich waren also beide Teile geplant, und die Besetzung sah u. a. Attila Hörbiger als Faust und Alma Seidler als Marthe vor. Dann reduzierte sich der Plan auf den I. Teil. Dann reduzierte sich die Besetzung. Statt Hörbiger kam Skoda. Statt Alma Seidler kam Dagny Servaes. Statt Viktor de Kowa kam niemand, es blieb bei Viktor de Kowa. Und statt „Faust“ kam eine grandiose Inszenierung aller Zauberkunststücke, deren die Licht-, Dreh- und Projektionsmaschinen des Burgtheaters irgend fähig sind. Im Himmel kreisten die Spiralnebel, daß einem ganz golden vor den Augen wurde (die drei Erzengel unterdessen tönnten nach alter Burgtheaterweise in Brudersphären Wettdeklamation). Das Studierzimmer wurde von Flammenschwaden durchlodert, vor denen die Chöre samt Text glatt Reißaus nahmen. In der Hexenküche sah Faust, kaum daß er den Trank im Leibe hatte, Helenen zwar nicht in jedem Weibe, aber in einer sofort einher-schwebenden Glaskugel (sie wirkte ein bißchen wie diese durchsichtigen Briefbeschwerer, die man in Wintersportplätzen als Andenken verkauft; wenn man sie schüttelt, dann schneit's). Und so etwas von wirblicher, wahnwitziger Walpurgisnacht war überhaupt noch nicht da. Frosch im Laub und Grill im Gras, wenn sie vorgekommen wären, hätten nichts zu lachen und nichts zu musizieren gehabt. Verfluchte Dilettanten.

Ginge es also um den Nachweis, daß die technische Apparatur eines großen Theaters heute bereits sehr nahe an die Illusionswirkungen des Films herankommen kann: wahrlich, man dürfte von einer hervorragend geglückten Aufführung sprechen. Leider ist das, wovon man speziell beim „Faust“ in allererster Linie zu sprechen hat, das Wort. Und mit diesem war's ein womöglich noch größeres Kreuz als das vom Bühnenbildner Kautsky in den Dom projizierte. Eine Gestik, die sich von Faustens himmelwärts gehobenen Händen bis zu Gretchens verlegen gezupften Zöpfen kein Klischee entgehen ließ, koppelte sich mit einer Sprache, die zwischen gymnasiastenhaftem Aufsatzt-Stil und vorgestriger Modernität rettungslos und richtungslos umherirrte. Nun ist es ja gewiß nicht leicht, einen Dialog zu bewältigen, der aus lauter Zitaten besteht. Aber ihn so zu zerdehnen, daß man ganz zappig wird vor lauter Erwartung, ob der altvertraute Text nicht vielleicht doch eine kleine Änderung erführe, ist kein sehr praktisches Rezept. Es sei denn, das Alte klänge plötzlich wie neu. Und das tat es ganz und gar nicht. Es klang höchstens unverständlich, oder, noch schlimmer, unverstanden. Es zeigte, wenigstens in diesem Punkt völlig pudelgerecht, nicht die Spur von einem Geist.

Ach, wenn doch alles Dressur gewesen wäre! Aber nicht einmal das war es. Ein Viktor de Kowa läßt sich nicht dressieren. Der hat seine eigenen Auffassungen: von der Rolle, vom Stück, und von sich. Der eleganteste Mephisto, den man jemals sah. Teufel, Teufel. Man erwartete minütlich, daß er seine Goldtabatiere hervorziehen und dem nervös gewordenen Doktor Zigarette und Fegefeuer anbieten würde. Herr Skoda seinerseits war allerdings für derlei Kinkerlitzchen nicht zu haben. Leider fiel auch die Sache mit Gretchen für ihn in diese Kategorie; sie war ihm sichtlich unbehaglich, und am liebsten wäre er wohl wieder in sein Studierzimmer zurückgekehrt, um des Monologs zu pflegen. Da kennt er sich aus, da ist er zu Haus. Folgerichtig blieb Martha Wallner weitgehend auf sich selbst angewiesen und war in jenen Szenen am besten, in denen sie allein auf der Bühne zu stehen hat. Da dies sehr oft der Fall ist, war sie sehr oft am besten. Der einzige andre Lichtblick und ein schlackenloses Meisterstück: *Josef Meinrads* Wagner.

KONZEPTION MIT MITTLEREM REICHTUM charakterisierte den jüngsten Zuwachs zum Grillparzer-Zyklus des Burgtheaters. Daß Ernst Lothar seinen Grillparzer kennt, liebt und zu inszenieren versteht, hat er schon mehrfach bewiesen (am deutlichsten wohl mit dem „Treuen Diener“). Daß sich indessen auch mit einem Höchstmaß von Kenntnis, Liebe und Verständnis aus einem mittleren Trauerspiel kein großes herausinszenieren läßt, hat Grillparzer jetzt wieder ihm bewiesen. „Des Meeres und der Liebe Wellen“ ist voll von manchmal erschütternden und manchmal rührenden Ansätzen zur Größe — ist in der Zeichnung der Charaktere durchaus von jener Plausibilität, mit der Grillparzer weit über seine Zeit hinausgriff (und tief in die modernste Seelenkunde hinein) — ist von dichtester Atmosphäre gerade dort, wo das klassische Muster mit wehmütigen Biedermeiermotiven durchwoben erscheint —: ein wirklich gutes Theaterstück ist es nicht, und sicherlich keines von Grillparzers besten. Natürlich ist es besser als es am Burgtheater gespielt wird, und eine geeignete Besetzung könnte es sogar besser machen, als es ist — aber genau an dieser Besetzung mangelte es, und genau an diesem Mangel scheiterte Lothars Versuch, den Tragödiendunst aus dem Priesterlichen ins Menschliche zu rücken. Dabei steht ihm für die bestechende Parallele, die er im Programmheft zwischen Grillparzers Behandlung des Stoffes und Schnitzlers

„Liebele!“ entwickelt, in *Aglaia Schmid* eine erprobte Christine zur Verfügung. Leider ist ihr gerade die hilflose Mädchenhaftigkeit, in die sie aus der Erhabenheit der Priesterin abstürzen müßte, unterwegs nach Griechenland abhanden gekommen. Die Liebesszene im Turmgemach, eine der großartigsten der Weltliteratur, zeigt sie freilich auf einsamer Höhe — einsam auch deshalb, weil *Andreas Wolfs* Leander nicht vorhanden ist. Man glaubt ihm allenfalls, daß er den Hellespont überquert hat; aber in der Sekunde, da er an Land steigt, muß man ihm einen Rettungsring zuwerfen. Grillparzer, wie Lothar ihn meinte, spielten *Erich Auer* (Naukleros) und *Hans Thimig* (Tempelhüter). *Paul Hartmanns* Oberpriester hielt die Bräuche.

ZWEIERLEI REPRISEN wurden zur Belegung des vergangenen Theatermonats herangezogen, von entgegengesetzten Enden her: die eine spielt in einem Narrenhaus, die andre in einem Jesuitenkloster, jene ist heiter, diese ist ernst, was man doch sonst nur der Kunst bzw. dem Leben nachsagt, aber damit haben sie beide nichts zu tun. Offenbar wurden sie im Vertrauen auf die nachweisbare Ergiebigkeit der Schauplätze wieder hervorgeholt. Das Vertrauen erwies sich nur teilweise als gerechtfertigt. *John Patrick's* Lustspiel „*Eine sonderbare Dame*“ hatte man vor fünf oder sechs Jahren unter dem Titel „*Komische Leute*“ im Volkstheater gesehen. Es ist die Geschichte einer piffig verschrobenen Millionärin, die ihren geldgierigen Kindern ein Schnippchen in der Höhe von zehn Millionen Dollar schlagen will, indem sie diesen Betrag einem Fonds zur Erfüllung närrischer Wunschträume übermacht. Die lieben Kinder schaffen sie daraufhin in ein diskretes als „*Villa Waldfrieden*“ getarntes Sanatorium für harmlose Irre, und dort gefällt's ihr so gut, daß sie zum Schluß nur ungern, wenngleich triumphierend, abzieht. Da die sonderbare Dame im *Akademietheater* von *Rosa Albach-Retty* gespielt wird und da sich unter den Insassen der Anstalt so exquisit komische Leute wie *Inge Konradi* und *Josef Meinrad* befinden, bekommt man den Krampf, mit dem der nette Einfall über drei Akte ausgewalzt wird, kaum noch zu spüren und kann ihn immer wieder durch Gelächter auflockern. *Joseph Glücksmann* hält als Übersetzer, Bearbeiter und Regisseur alle diesbezüglichen Fäden in der Hand. — Das *Theater in der Josefstadt* besann sich eines Zugstücks aus den Dreißigerjahren und setzte „*Die erste Legion*“ von *Emmet Lavery* (in Friedrich Schreyvogels kompetenter deutscher Bearbeitung) wieder auf den Spielplan. Der religiöse Edelkitsch, seinerzeit durch Albert Bassermann in der Rolle des Paters Rektor geädelt, hat in den seither verflossenen 25 Jahren keine Edelpatina angesetzt, und der Pseudokonflikt zwischen Glauben und Vernunft, das Pseudoproblem des Wunders und seiner Heilwirkung, die Pseudorivalitäten der einzelnen Patres treten heute als ziemlich unverhohlene Spekulation auf Bühnenwirkung zutage. Aber mit den Josefstädter Schauspielern ist gut spekulieren, und wenn wir *Walther Reyer*, *Klaus Kinski*, *Romuald Pekny* und *Günther Haenel* besonders hervorheben, so enthebt uns das nicht der Feststellung, daß *Hans Jungbauer* der einstigen Bassermannrolle durchaus gerecht wird und daß ihn die Herren *Frey*, *Krismanek*, *Weihls* und *Knuth* aufs beste unterstützen.

ZWEIERLEI POESIE gab es im Volkstheater und im Kleinen Theater der Josefstadt, wobei man dem Volkstheater vor allem gutschreiben muß, daß es seinem Publikum zum drittenmal hintereinander so anspruchsvolle Kost serviert. Nun hatten aber „*Seltsames Zwischenspiel*“ und „*Der Teufel und der liebe Gott*“ nicht nur ihre literarischen Qualitäten, sondern waren höchst bühnenwirksam obendrein. „*Unter dem Milchwald*“ von *Dylan Thomas* hingegen läßt jeden Bühnenatem vermissen, und die Poesie, die es zweifellos besitzt, kennt man nun wieder längst von Thornton Wilder her (dessen Schüler sie heute bereits mit kunstgewerblicher Fertigkeit produzieren). Es ist die Poesie des pointenlosen Alltags, der atmosphärisch versickernden Details, der liebevollen Kleinmalerei, und sie wird unsern Nachkommen als Makartplüsches des XX. Jahrhunderts ein Greuel sein. Anders als Thornton Wilder, weiß *Dylan Thomas* das Mosaik seiner Nichtigkeiten in keinerlei Weltbild einzubauen; er läßt sie einfach ab- und durcheinanderlaufen, läßt sie auftauchen und wieder verschwinden, ohne daß die Dauer ihrer Sichtbarkeit oder die Länge ihrer Strecke motiviert würde. So sehr das gegen den Dramatiker *Dylan Thomas* spricht, so sehr spricht es für den Lyriker, durch dessen tragisch frühen Tod — er starb 1953, noch nicht vierzigjährig — die englische Literatur um eine ihrer wildesten, eigenwilligsten Begabungen ärmer wurde. Gerade davon aber, gerade von der Wildheit und Eigenwilligkeit seiner Visions- und Ausdruckskraft, ist hier nur wenig zu spüren; am meisten noch in den verbindenden Texten des „*Erzählers*“ — und die versagen sich dem Theater erst recht. *Gustav Manker* führte Regie, *Heinrich Trimbur* erzählte, die Damen *Zilcher*, *Neff*, *Sochor* und *Pfluger*, die Herren *Sowinetz*, *Woegerer*, *Hendrichs*, *Blaha* und *Gschmeidler* hoben sich aus dem halben Hundert von Episodenrollen ein wenig nachhaltiger hervor. — Läßt sich das, woran der „*Milchwald*“ krankt, am ehesten unter dem Kennwort „*Phantasielosigkeit*“ zusammenfassen, so ist es bei *Paul Willems'* neuem Stück „*Es regnet in mein Haus*“ eher ein Übermaß an Phantasie, das den Zutritt erschwert. Aber wer durch die ohnehin nur ganz leicht angelehnte Tür in dieses Haus eindringt, wird reich belohnt. Er befindet sich in einem luftig und lustig verzauberten Märchenbau, der von einer Linde durchblüht, von einfallsfroh glitzernden Regentropfen beträufelt und von einer Reihe hintergründig verkaufter Figuren bevölkert wird. Sie werden ihm manch einen überraschenden Einblick in die Vordergründigkeiten unser Welt vermitteln und er wird von ihnen ebenso kaptiviert sein, wie es im Stück der unvermutet zurückgekehrten Hausbesitzerin geschieht. *Elisabeth Stemberger*, *Karl Ehmann*, *Melanie Horeschovsky* und *Franz Messner* trugen die von *Hermann Kutscher* inszenierte Aufführung gegen den Widerstand einer regenscheuen Publikumsminderheit zum Erfolg.

Tbg.

„Koestler schockiert Münster“

Zweifellos würde *Arthur Koestler*, der Autor von „*Sonnenfinsternis*“, des erschütternden und aufwühlenden Romans der russischen Schauprozeße, sehr erstaunt sein, läse er die obige Überschrift einer Notiz in einer Wiener Tageszeitung. Die Notiz, von der „*Austria Presse Agentur*“ übernommen, die sie wieder von der „*Deutschen Presse Agentur*“ bekommen hatte, bezog sich auf das Ensembledastspiel des Volkstheaters mit der Dramatisierung des *Koestlerschen* Romans in Münster.

Noch mehr erstaunt den Augen- und Ohrenzeugen dieses Gastspiels die Deutsche Presse Agentur, deren Korrespondent in Münster entweder keine der drei Aufführungen besucht hat — oder er muß sich im bedauernswerten Zustand der Blind- und Taubheit befinden; wobei noch die Frage zu klären wäre, ob sein Zustand organisch-medizinisch oder psychisch-politisch bedingt ist.

Wer — wie der Schreiber dieser Zeilen — sich von dem Eindruck der Aufführung an Ort und Stelle überzeugen konnte, hat allerdings einen starken und tiefen Schock beim Publikum festgestellt. Aber es war kein Schock, wie ihn die zitierte Zeitungsüberschrift meint. Es war ein Schock echter und tiefer Erschütterung vor dem ungeheuerlichen Geschehen, das da mit eherner Konsequenz auf der Bühne abrollte, das Wüten jenes Molochs entstellend, der seine eigenen Kinder fraß und sie auf die raffinierteste Art dazu zwang, sich freiwillig in sein geöffnetes Maul zu stürzen.

Es war ein Schock, wie ihn einer bekommt, vor dem plötzlich der Vorhang des Tempels zerreißt, vor dem ein schauriges Geheimnis sich in entsetzlicher Nacktheit offenbart. Und dieser Schock löste sich nach einer Pause atemlosen, erschütterten Schweigens in immer neu aufbrandendem Beifall für die packende Leistung der Schauspieler und für das Stück selbst, aus dem für viele die Lösung eines Rätsels hervorging, mit dem sie bis dahin noch nicht fertig geworden waren oder um das sie sich noch gar nicht gekümmert hatten.

So war es in Münster bei *Arthur Koestlers* „*Sonnenfinsternis*“. Und man fragt sich vergebens, welches Interesse die offizielle Deutsche Presse Agentur daran haben mag, ihrer Verpflichtung zur unparteiischen Berichterstattung auf so kuriose Weise nachzukommen. Wie erinnerlich, hatte die „*Sonnenfinsternis*“ vor Jahren in Westdeutschland ein merkwürdiges Schicksal erlebt: sie hätte in Mannheim gespielt werden sollen, wurde aber infolge der politischen Überängstlichkeit einiger Schauspieler abgesetzt und von keinem anderen westdeutschen Theater je wieder angenommen. Wollte man diese Haltung, die nun durch das Gastspiel eines viel näher „zum Schuß“ gelegenen Theaters desavouiert wurde, noch nachträglich rechtfertigen, indem man den Erfolg des Stücks in einen „*Schock*“ verwandelte?

Aber vielleicht war es nur die persönliche Einstellung eines Gelegenheitskorrespondenten, die sich da bis in die Wiener Presse hinein ausgewirkt hat.

F. H.

VORWÄRTS, ES GEHT ZURÜCK

ZUR POSITIVEN BEDEUTUNG DES AVANTGARDE-THEATERS

Die Eröffnung einer neuen Bühne in Wien — des Theaters am Fleischmarkt, das sich ausschließlich der Avantgarde widmet — hat zu lebhaften Diskussionen geführt, die sich besonders auf Beckett und Eugène Ionesco bezogen. FORVM hat sich durch Friedrich Torberg („Kritische Rückschau“ vom April 1958) an der Diskussion beteiligt. Von einem andern Mitglied unseres Redaktionskollegiums folgt nun eine andere und wesentlich freundlichere Stellungnahme.

Theater hat seit eh und je einen gesellschaftlichen, einen politischen Bezug. Das trifft nicht etwa nur auf die attische Tragödie oder die Calderonschen „Autos“ zu, sondern ebenso auf die „Versunkene Glocke“ und den „Anatol“, auf „Traum ein Leben“ und den „Zigeunerbaron“. Es ist hier vom immanent Politischen die Rede, nicht von dem, was man politisches Theater im besten Sinne (etwa Büchners „Dantons Tod“) oder gar Tendenztheater lehrstück- oder naturalistisch-plakathafters Form nennt.

Theater bedeutet nicht nur lineare Spiegelung gesellschaftlicher Wirklichkeiten in Bestätigung oder Opposition (wie das die marxistische Ästhetik lehrt, die von daher einen Wertkanon „fortschrittlicher und reaktionärer“ Bühnenkunst aufstellt). Es wird vielmehr nur dann legitim sein, wenn es die Gesellschaft zwar im Blickfeld hat, sie jedoch von einem nicht der Gesellschaft verhafteten Bezugspunkt her interpretiert.

Am Beispiel Shakespeares: die Gesellschaft seiner Zeit war politisch unter dem Einfluß des Machiavelli und Francis Bacon durch Persönlichkeiten und Konzepte bestimmt, wie sie durch Macbeth und Jago, vor allem aber durch den Bastard im „Lear“ für alle Zeiten gültig gelebt werden. Shakespeares Zeitdramen — und solche sind die Werke, in denen diese Gestalten auftreten, ohne Zweifel — unterscheiden sich von bloßen Zeitgemälden und Sittenschilderungen naturalistischer oder tendenziöser Art dadurch, daß der Dichter die Phänomene von einem außergesellschaftlichen Bezugspunkt her sieht und wertet.

Natürlich erfolgt diese Wertung in rein ästhetischer, werkimmanenter Weise. Der Bezugspunkt ist im „Macbeth“ der König Duncan, im „Lear“ die Dreiheit Narr-Greis-Kind, also die Verkörperung jener Elemente, die in der elisabethanisch-machiavellistischen Gesellschaft „außerhalb“ standen. Die Tumbheit des Fortinbras, die „lebensuntüchtige“ Weltverlorenheit des Hamletvaters oder des „Herzogs im Walde“, die Durchschnittlichkeit

des Octavianus, das alles sind *Gegentendenzen* in der gesellschaftlichen Wirklichkeit des Dichters und seiner Zeit. Von ihnen geht jene Kontrastwirkung aus, die das spezifisch Gesellschaftliche plastisch macht, ja überhaupt ins Bewußtsein hebt.

Unsere gesellschaftliche Wirklichkeit ist nun — abgesehen von der kommunistischen Welt, die sie auch auf dem Theater durch eine Fassade verstellt hat — nicht zuletzt dadurch gekennzeichnet, daß „alles“ gesagt worden ist, daß das Wort als Verständigungsmittel, als soziale Ausdrucksmittel und Kontaktmöglichkeit, als „Verstehen“ wie als Bekenntnis inflatorisch abgewertet ist. Die Funktion des Gesprächs ist im gesellschaftlichen Sinn ebenso abgestorben wie die Funktion der Rede im forensischen Sinn.

Das „Blablabla“ der Surrealisten der ersten Nachkriegszeit hat an dämonischer Allbedeutung gewonnen. Alles ist vom Wort her zu beweisen, zu bekennen, aber auch zu widerlegen. Für das Theater bedeutet dieser Abwertungsprozeß den Untergang des Dialogs, aber auch der vom Expressionismus gepflegten Thesenansage, damit aber das eigentliche Aufhören zweier Elemente, die seit dem späten 17. Jahrhundert das Sprechstück konstituierten.

Gesellige Konversation, aber auch die Macht der großen Thesenrede können dem heutigen Theaterpublikum nur noch in historischem Kostüm verständlich gemacht werden. Es ist durch eine gläserne Wand von ihrer unmittelbaren Wirkung abgesondert. (In Wien wurde dies beglückend und erschütternd zugleich in einer Inszenierung deutlich, die von der Regie her vielleicht die vollendetste der Spielzeit war: in Lothars „Frau ohne Bedeutung“. Die Konversationsszene in der Villa der Lady Hunstanton mit ihren kontrapunktisch verschlungenen Stimmen- und Motivgruppen war ein erlesenes Hörspiel . . . aber ach, ein Hörspiel nur . . .)

Unsere Gesellschaft, die durch die Krise des Wortes in jeder Hinsicht bestimmt und gezeichnet ist, kann sich eben deswegen

auf der Bühne nicht mehr darstellen. Gewiß gibt es Ausweichmöglichkeiten, Fluchtpunkte im Irrationalen, Beschränkungen auf die poetisch-verklärte oder zynisch-desillusionierte epische Wirklichkeitsabschilderung, Stilisierungsversuche aller Art, von denen hier nicht gehandelt werden soll. Aber das löst das Problem des Theaters als einer *Lebensfunktion und Lebenshilfe der Gesellschaft* nicht. Es ist Aufschub, Fristverlängerung, weiter nichts. Auch vom Aussprechen der Probleme selbst kann keine theatralische Erlösung kommen. Je redseliger die Auseinandersetzungen werden (bei Giraudoux, bei Eliot), desto mehr erinnert das Bemühen an die Anstrengung Münchhausens, sich am eigenen Zopf aus dem Sumpf herauszuziehen.

Unbeschadet gediegener, ja genialer Einzelleistungen ist die gesellschaftliche Krise des Theaters unverkennbar. Alle Wege wurden zu Holzwegen. Ein Blick- und Beziehungspunkt tut not, der außerhalb einer gesellschaftlichen Bewußtseins-ebene liegt, die ihrerseits einst von einem außerhalb ihrer selbst gelegenen Blickpunkt geschaffen wurde. Ich habe in diesem Zusammenhang nicht ohne historische Bezüglichkeit über Shakespeare gesprochen, jenen ersten und für immer größten Meister des neuzeitlichen Theaters, bei dem einst diese theatralisch unerlässliche Kontrastsetzung begann. Von einem Dichter, der nicht an die gesellschaftliche Heilkraft der politischen Rede glaubte, wurden die forensischen Plädoyers des Brutus und Marc Anton geschrieben; von einem tiefgläubigen Weisen, der es mit Ophelia, dem ermordeten Hamletvater und Fortinbras hielt, wurde die intellektuelle Selbstzersetzung des Hamlets ersonnen; von einem Seinsvertrauenden die teuflische Mißtrauenslogik des Jago, von einem Parteigänger der Portia die juristisch unanfechtbare Gerichtsrede des Shylock.

Ich bin weit davon entfernt, Ionesco oder Beckett*) mit Shakespeare zu vergleichen. Aber ich kann nicht umhin, ihre Tendenz zu bejahen. Hier wird versucht, das scheinbar Paradoxe wenigstens zu beginnen: mit der Auflösung der Form das Theater selbst zu retten, oder — mit Kleist in seinem Essay über das Marionettentheater zu sprechen — noch einmal vom Baum der Erkenntnis zu essen, um den Stand der Unschuld zurückzugewinnen.

Wenn Ionesco die Konversation in ein sinnloses Geblödel auflöst, in Wortfolgen, die am Ende in ein Lallen ohne jede

*) Über Beckett liegt in deutscher Sprache eine ausführliche Untersuchung Friedrich Hansen-Loeves im *Hochland* (Oktober 1957), vor; über Ionescu eine ebensolche von Karl Maria Grimme in *Wort in der Zeit*, Heft 1/1958.

Artikulation übergehen, dann treibt er nicht Destruktion am Wort, sondern versucht auf dem Theater mit theatralischen Mitteln jene Aussage, zu der die Gesellschaft selbst nicht fähig ist, weil sie dazu im landläufigen Theater jenes Mittel anwenden müßte, dessen Untauglichkeit schon erwiesen ist und in einem erlösenden Akt des Aussprechens und der Bewußtseinszerhellung dem Zuhörer deutlich gemacht werden soll: eben das *Wort*.

Es wäre sinnlos, in einem Dialogstück in noch so geschliffener, pointenreicher oder thesenhaft-tiefgründiger Form nachzuweisen, daß unsere Gesellschaft sich der Fragwürdigkeit und totalen Entwertung des Wortes wegen auflöst. Denn es könnte, wie bei Ibsen, Shaw und Sartre, eben immer nur wieder mit jenen Worten geschehen, die einen existentiellen Glaubenskontakt zwischen Bühne und Publikum nicht mehr herstellen können. Daher bleibt nur der Sprung ins Paradoxe.

Auch der Mimus hat keine Sinnbezogenheit mehr, die das Wort — wie etwa im kultischen Tanz oder im mittelalterlichen Mysterienspiel — ersetzen könnte. Die Gebärde löst sich in einzelne Hand-

reichungen auf, die keinen Zusammenhang mehr miteinander haben und dadurch den Eindruck des Unsinnigen, ja des Makabren erwecken. Was etwa in der „*Nachhilfeschunde*“ dargestellt werden soll, ist nicht ein Lustmord (noch dazu ein possenhafte verhöhnerte), ist überhaupt nicht das mysterium tremendum des Todes, ist nicht der „eigene Tod“, um den noch Rilke betet, sondern ist die verzweifelte Unmöglichkeit, den Tod auf der heutigen Bühne überhaupt existentiell darzustellen, den heilig-schaudervollen Vorgang des Sterbens von dem des Naseputzens oder des Zahnwehs unterscheidbar zu machen, weil es dazu der Worte und Gebärden als eines Mediums bedürfte — und dieses Medium ist eben untauglich geworden.

Ebenso steht es mit dem „*Endspiel*“. Das Grausige steht dort deswegen neben dem Banalen, weil es keine Unterscheidungskategorien mehr gibt, weil man, nach dem Wort des alten Gorgias, den Pirandello so beziehungsvoll oft zitierte, „selbst wenn man etwas erkennen könnte, dieses nicht mitteilen könnte.“ Beckett konstatiert diesen Endpunkt mit eisiger Konsequenz. Er erklärt sich unzuständig, einen neuen Weg

zu zeigen. Er leistet dem Publikum dennoch einen sokratischen Hebammendienst, indem er einem unterbewußten verzweifelte Unbehagen an der theatralischen, weil gesellschaftlichen Ungültigkeit des Wortes und der Gebärde ans Tageslicht des künstlerischen Bewußtseins verhilft.

Ionesco geht einen entscheidenden Schritt weiter. Er deutet die Heilmittel an, die jenseits dessen liegen, was eine am Wort verzweifelte Gesellschaft aus sich selbst hervorbringen kann. Das, was man als die Narrheit zu bezeichnen geneigt ist, das reine Spiel, wird zum erahnten Punkt, der eine Welt aus den Angeln heben könnte.

Der Unterschied zwischen Shakespeare und Ionesco liegt nun freilich darin, daß Shakespeare beide Wirklichkeiten darzustellen vermochte, die fragwürdige und aufzuhebende und die andere, von der er sich das Heil versprach, die „politische“ Monologklugheit des Bastards und die dreifache Narrheit der Heide. Ionesco kann die ihm vorschwebende Gegenwirklichkeit nur in Andeutungen gestalten. Aber es bleibt wichtig und richtig, wenigstens *dies* zu tun.

ERNST LOTHAR

Vom Sinn des Theaters in unserer Zeit

II

Es ist unerheblich, ob die Vereinigten Bühnen in X ein Stück früher spielen als das Theater Y. Der Ehrgeiz, die *erste* Bühne zu sein, die etwas spielt, sollte dem Ehrgeiz weichen, die *erste Bühne* zu sein. Der Konkurrenzkampf um die Fixigkeit, der mit Pfiffen und Kniffen arbeitet, die weniger einem geistigen Metier als einem Fleischkartell anstünden, verausgabt Kräfte und Mittel, die besser zu verwenden wären; denn noch nie hat das Zuvorkommen den Rang bestimmt, immer nur das Ambesten-Machen. Deshalb sollte auch nicht die Tatsache der Ur- oder Erstaufführung einem Stück die Wege ebnen, sondern ausschließlich die, daß es aufführungswürdig ist. Nicht einmal der Weltnamen des Autors dürfte da bestimmend mitsprechen, und was mich betrifft, ziehe ich das Stück eines Unbekannten dem eines berühmten Verfassers unbedenklich vor, wenn es das bessere ist.

Daß ein Stück von einem lebenden Mitbürger stammt, wird es der Aufmerksamkeit weit mehr empfehlen als behauptet wird; der damit befaßte Dramaturg wird ihm sehnlichst Meriten wünschen, denn am liebsten *erfände* er einen heimischen Autor, wenn es ihn nicht gäbe, um der Wehklagen endlich ledig zu werden, man tue für die Mitbürger nicht genug. Aber, von den Ausnahmen abgesehen, die nur die Regel bestätigen, gibt es sie leider nicht in genügender Anzahl, jene heimischen Autoren

nämlich, denen man mit der Aufführung ihrer Stücke den Dienst erwiese, ernstgenommen zu werden, also den einzigen, auf den es dem Autor wie dem Theater ankommen hat. Mit dem Patriotismus ist es da nicht getan, nur mit dem Talent. Und es ist der bessere Theaterpatriotismus, die schlechten Stücke ungespielt zu lassen.

Aus Gründen, die mir verschlossen sind — wenn nicht die Abwanderung der ernstlich Schreibenden zur Epik, der flink Schreibenden zur Journalistik und zum Film einer davon sein sollte —, liegt die zeitgenössische Dramatik, und nicht nur die heimische, alarmierend brach. Von den Deutschschreibenden zumindest hätte man erwarten dürfen, daß nach dem Verschwinden des Spuks die verschlossenen Schreibtischladen sich öffnen und die während des zwölfjährigen Tausendjahrreiches geschriebenen dramatischen Proteste gegen die Unfreiheit ans Licht gelangen würden. Diese Erwartung täuschte.

Daher wird der Spielplan sich auf die Werke der Vergangenheit stützen müssen, sofern sie allgemeingültig und gegenwartsgültig sind — ihrer gibt es unversieglich viele; und auf das Zeitgenössische dann, wenn es die Kenntnis vom Individuum in der Zeit vermehrt — davon gibt es zu wenig; keinesfalls aber wird er sich davon bestimmen lassen, anderen Theatern den Rang der Schnelligkeit abgelaufen zu haben. Nur Festspiele bilden hier, um ihrer

Kurzfristigkeit willen, die ein Höchstmaß singulärer Anziehungskraft in kürzester Zeit verlangt, eine Ausnahme; doch auch sie dürfen sich mit der Erstmaligkeit nicht begnügen, wenn sie nicht zugleich eine künstlerische Einmaligkeit, dazu eine dem bestimmten Festspielort besonders entsprechende, verbürgt.

Hier und dort jedoch —: wieviel ungehobene Schätze gälte es ans Licht zu fördern! Wieviel echter Patriotismus fände sein Ziel, wendete er sich zu den Werken, die seiner vergeblich warten. Eine meiner lehrreichsten Erfahrungen war die Wirkung, die meine Inszenierung von Schnitzlers „Liebele“ im In- und fast noch mehr im Ausland hatte. Wenn ein ausländischer Beurteiler, der darin eine Schnitzler-Renaissance erblickte, recht haben sollte, dann wäre eine unserer vielen unbeglichenen Schulden an den österreichischen Geist getilgt und zumindest der Mut gestärkt, aus dem Vermächtnis der in Vergessenheit geratenden österreichischen Dramatiker, der Schnitzler, Hofmannsthal, Werfel, Beer-Hofmann, Schönherr, Rittner und ihresgleichen das Lebendiggebliebene am Leben zu erhalten. Daß Lenau einen „Faust“ schrieb, Hebbel ein Wahl-österreichischer gewaltiger Wucht war, erfährt man nur noch aus Literaturgeschichten.

Am Grunde allen Übels liegt: das heutige Theater ist allabendliche Gewohnheit, statt allabendliches Ereignis. Das Festliche fehlt, das Erlebnishaft. Wer nicht die Zeit hat, sich vor dem Theater umzuziehen; wer das Werktagsgewand dem Theaterbesuche angemessen findet; wer ins Theater geht, vielmehr dorthin hastet — ohne Sammlung, ja ohne den Willen zur Sammlung, gleicht dem Esser in einem Automatenbüffet, der zufällig eintritt und wahllos seinen Hunger stillt. Das aber ist nicht die Sache des Theaters unserer Zeit. Dazu sind heute die Lichtspielhäuser und ihresgleichen da, zu deren Besuch man sich im letzten Augenblick entschließt, meist ohne zu wissen, was man sehen wird, oft ohne den Wunsch, etwas Bestimmtes zu sehen, sondern lediglich darauf aus, die Zeit hinzubringen.

MIT DEM HUT IN DER HAND

Wer das Theater mit einem Automatenbüffet oder einem Kino auf dieselbe Stufe stellt — auf die manche heutigen Architekten es, leider Gottes, gestellt haben —, bleibe ihm besser fern. Hier gibt es ein gültiges Wort von Jouvot: „Mit Andacht und dem Hut in der Hand geht man in Kirchen und ins Theater.“

Allerdings, es muß dem andächtigen Eintritt die Rechtfertigung dieser Andacht entsprechen. Auch daran fehlt es. Wo die Routine anfängt, hat die Einmaligkeit aufgehört. Treibt noch die Premiere die Spannung hoch, so läßt der Routinebetrieb der Wiederholung sie bereits fallen. Da wird Theater gespielt, wie man in einem Kaufladen Waren verabreicht oder in einem Amt Parteienverkehr abhält: von soundso viel Uhr bis soundso viel Uhr versehen Schauspielangestellte Kundendienst — pünktlich, verlässlich, nicht mehr. Und das ist um das Ganze zu wenig.

Ich weiß, welche physische, psychische und geistige Anstrengung es für den Schauspieler bedeutet, nach einem von Proben oder anderem Berufsgeschäft angefüllten Tag abends die Spannkraft aufzubringen, die das Im-grellen-Licht-Stehen fordert. Deshalb weiß ich auch, daß es

gerade die großen, die wahrhaft begnadeten Schauspieler sind, die an jedem Abend ihre Kraft so durchaus einsetzen, als wäre es der erste. Und daß sie hierin nicht Schule machen. Ihre Anfänge reichen eben noch in die Zeit des großen Theaters zurück, sie hatten Reinhardt oder Falckenberg oder ähnlich Faszinierende, der Vollkommenheit Hingegebene am Werk gesehen.

Wie sollte ich hier nicht Albert Bassermanns gedenken, mit dem gemeinsame Arbeit mich lange verband: wie er, der Träger des Iffland-Ringes, bei jeder Vorstellung pünktlich eine Stunde vorher in seiner Garderobe erschien, sich darin einschloß, seinen Text laut vor sich hinsprach und vor seinem Auftritt minutenlang, einsam wartend, in der Kulisse stand, jeder Zoll die Gestalt, die er zu verkörpern hatte, nicht bereit, einen Zoll davon einer Ablenkung zuzugestehen — ein Beispiel für viele, die es ihm heute an Bedeutung und darstellerischem Verantwortungs-bewußtsein leichtun.

AUS EINEM ZUG IN DEN ANDERN

Umso berufswidriger ist es, wenn Darsteller, vom Film, vom Funk, vom Fernsehen kommend, im letzten Augenblick atemlos in die Garderobe stürzen, ihrer kaum mächtig andere Maske machen und, sozusagen aus einem Zug in den anderen springend, in eine Richtung sich entfernen, die in jedem Sinn die andere ist. Wie sollten sie in solcher konfusen Verfassung trotz bestem Willen mehr geben können als glatte Routine?

Es ereignet sich auch immer wieder, daß nach den ersten Aufführungen, in denen namhafte Künstler zu sehen waren, diese durch Mitwirkende geringerer Qualität ersetzt werden, so daß mitunter fast nur die der Kritik zugänglichen Abende in der ersten Besetzung, die späteren nur noch in der zweiten gespielt werden — eine nicht genug abzulehnende Übung, weil sie nicht nur dem Dargestellten den Glanz mindert, sondern auch einer Geringschätzung des Publikums gleichkommt.

Die Geringschätzung wirkt demnach auf beiden Seiten des Vorhangs verderblich: auf der des Theaterbesuchers, der das Theater für etwas anderes hält als es ist; auf der des Theaterunternehmens, das dem Theaterbesucher statt eines Erlebnisses Routine zumutet.

Der Einwand, die Theater wären trotzdem vorzüglich besucht, gilt nicht. Den fetten werden die mageren Jahre so gewiß folgen wie jeder Konjunktur die Depression. Und dann wird es sich zeigen, ob das Theater eine Entbehrlichkeit oder eine Existenznotwendigkeit ist. Wird die Erinnerung der fetten Jahre so mager sein, wie das gesichtslose Routinetheater sie hinterlassen muß, dann wird es nichts Entbehrlicheres als solches Theater geben. Auf unserem Kontinent wäre der in den Vereinigten Staaten als gegeben hingenommene Zustand, daß es außer dem New Yorker Broadway — und seinen allerdings exquisiten Schauspielen — das Theater praktisch nicht gibt, eine katastrophale Einbuße. Denn ein Erdteil, der ohne das Theater auskommt, mehr: wo das Theater in die Existenz nicht miteinbezogen ist und vital dazu gehört; wo das Theater nicht der Mittelpunkt ist, der es zu sein hat: ein gesellschaftlicher, durch Schärfung des Unterscheidungsvermögens zugleich distanzierend und annähernd; ein geistig-seelischer, der zur Gegenwart in Beziehung tritt: solch ein Erdteil hat sich dem Teufel der Mechanisierung

verschieden und der atomaren Zertrümmerung des Individualismus. Auf diesem Erdteil aber sind wir nicht zu Hause. Und wir wollen es nicht sein! Weil unserem Erdteil — geschehe was immer! — nicht die Sputniks, sondern die faustischen Flügel den Himmel öffnen werden.

In den Schrei nach *Subvention* stimme ich für meinen Teil nicht unbedingt ein. Ich habe — unter widrigsten ökonomischen Zeitumständen — lange genug ein unsubventioniertes Theater geleitet, um die Nachteile und den Vorteil der Nicht-Subvention zu erfahren. Die Nachteile liegen auf der Hand. Der Vorteil aber ist Unbekümmertheit um Einflüsse welcher Art immer, ist Selbstverantwortung des geistigen Ziels, ist die klare, die ungebrochene, die konsequente Linie.

Dazu gehört als erste unerläßliche Hilfe: *Dramaturgie*, also etwas, das so oft und verwaschen genannt wird, daß man sich darunter nichts Präzises mehr vorstellt. Es ist der Vorstellung aber äußerst würdig: Dramaturgie ist die Kunde vom Drama, das heißt: die Erkenntnis seiner Gesetze und ihrer Anwendung; sie verhält sich zur Theaterkritik wie die Baukunst zur Baupolizei. Dramaturg ist jener, der Dramaturgie ausübt, sei es als Dramatiker, sei es als die Person, die das Stück nicht geschrieben, es aber auf seine Eignung für das Theater zu prüfen und diese Eignung — im Aufführungsfall — wo es nötig wird, zu unterstützen hat.

In diesem Sinn, und es ist der sinngebende, ist Dramaturgie keine nachschöpferische, sondern eine schöpferische Kunst, und die acht besten Dramaturgen des deutschsprechenden Theaters seit Lessing — Schreyvogel, Laube, Dingelstedt, Brahm, Reinhardt, Alfred v. Berger, Hofmannsthal und Beer-Hofmann — haben das bewiesen. Daher bedarf das Theater von heute, wenn es seiner geistigen Verantwortung gerecht werden will, des Dramaturgen wie der Kranke des Arztes. Nur von der schöpferischen Dramaturgie her kann das Theater sein Gesicht empfangen — der Dramaturg ist sein wichtigster Diener, nicht der Regisseur; denn vom Dramaturgen empfängt der Regisseur, was er inszenieren wird — vielmehr er sollte es vom Dramaturgen, der den Spielplan verantwortet, empfangen. Unter den Gaben des Dramaturgen befinde sich daher auch der Mut zum Experiment; nicht um der Sensation des Experimentes, sondern um der ihm innewohnenden konstruktiven Entwicklungsmöglichkeiten willen.

MUT ZUM KONSERVATIVISMUS

So steht es mit dem Vergangenen, so mit dem Heutigen, und ein Wort über den scheinbar angeschauten *Konservativismus* sei gesagt. Er ist durch die Politik in Verruf gekommen, die sich an das Konservieren des Abgelebten klammert. Aber das Festhalten daran, was Festigkeit gibt; die Wachsamkeit, daß sich im Kostüm des Verblüffenden nicht der nackte Schwindel einschleicht; der Mut, jawohl der Mut, sich ohne Ansehen der Person und der Partei, ohne Bedacht auf den Vorteil, den der Ruf eines unentwegt Morgigen bringt, gegen jede Windmachei zu wenden,

woher immer der Wind weht, und für das einzustehen, was auf dem Echten fußt, sei es von gestern, sei es von übermorgen: *das* ist der Konservativismus, der die Früchte pflegt, wo und wann sie gedeihen. Und es sind diese, die sehenden Konservativen, die das Neue besser fördern als seine blinden Voran- und Mitläufer.

ZWISCHEN ROUTINE UND SKANDAL

Die *Zuschauer* sind immer noch die entscheidende Hilfe des Theaters. Heute gibt es an Premierenabenden immer nur Erfolge: stärkste, stärkere, schwächere, schwache — immerhin Erfolge. Es wird, was auch gespielt wird, applaudiert, der Vorhang hebt sich, öfter, minder oft, die Beteiligten verneigen sich, öfter, minder oft. Eine Routine wie jede andere. Zuweilen — an Glücksabenden — mischt sich ihr einige Hitze bei, ja Begeisterung; zumeist bleibt es bei der Routine.

Es liegt mir fern, zu Theaterskandalen anzuspornen. Ich will nur daran erinnern, daß Gefallen und Mißfallen sich verschiedenmaßen bekunden müssen. Wenn das Mißfallen sich als bescheidenes Gefallen kundgibt, wer sollte es noch fürchten? Wen sollte es schrecken, bewußt Schund an den Mann zu bringen, wenn er jedermann bei jedem Stück Beifall klatschen sieht? Es wird bei Bush-Fekete applaudiert wie bei O'Neill, es wird entzückt „Bravo!“ gerufen, ob es Gunther Philipp oder Chaplin gilt. Es bedarf gewiß nicht der Zwischenrufe, zu denen der Mut der Entrüstung gehört, auch nicht des Zischens, um vernehmlich nein zu sagen: Schweigen genügt. Ein Unterschied, und zwar ein wahrnehmbarer, sollte bestehen.

Das Publikum, hieß es früher, sei durchgefallen, wenn es — was gelegentlich vorkam — ein gutes Stück durchgefallen ließ. Jetzt aber, und das kommt weit öfter vor, fällt das Publikum durch, weil es die schlechten Stücke gutheißt. Ist daran nur mißverständene Höflichkeit schuld? Oder nicht etwa auch ein Zögern vor dem eigenen unbefundenen Urteil, bevor es am nächsten Morgen von denen abgegeben wird, die sich für berufen halten? Aber die *Zuschauer wurden* zu einem Urteil berufen! *Ihretwegen* wird Theater gespielt! Sie sind also nicht nur berechtigt, sie sind *verpflichtet*, die Veranstalter wissen zu lassen, ob ihnen das eigens für sie Veranstaltete, für das sie bezahlt haben — denn die Komplimente der Eingeladenen lasse ich außer acht — zusagt oder nicht. Wenn es ihren Beifall findet, werden sie ihn zu erkennen geben und die Veranstalter damit ermutigen; aber auch, wenn es ihnen mißfällt, sollten sie es zu erkennen geben und damit die Veranstalter entmutigen.

Die bündigste Rechtsbelehrung, die je an das Publikum als Jury gerichtet wurde, die über Schuld oder Unschuld des Theatergewissens entscheidet, stammt von Karl Kraus: „Die ‚Zirkusprinzessin‘ ist an Stelle Offenbachs, die Denkfaulheit an Stelle der faulen Äpfel getreten. Wer sie nicht wirft, hat sich die ‚Zirkusprinzessin‘ selbst zuzuschreiben.“

Anders ausgedrückt und unter Verzicht auf faule Äpfel: das Theater hat das Publikum, das es verdient.

BLUMEN UND DORNEN

DIE MUSIKALISCHE APRIL-BILANZ

„TOSCA“ ist die Lieblingsooper der Logen- wie der Stehparterrebesucher. Da gibt es Grausamkeit und Leidenschaftlichkeit in bluttriefendem Verismo, schön eingehüllt in ungehemmt strömende Melodik. Und wenn die Stimmen hinzutreten, für die all die Pracht geschrieben wurde, ist des Jubels kein Ende. (Dabei singen etwa London, Hotter, Schöffler und jetzt auch Berry den Scarpia genau so kunstgerecht und stimmungsgewaltig wie Tito Gobbi.) Was Gobbi und Renata Tebaldi, aber auch Giuseppe Zampieri — hier schon aus dem „Othello“ bekannt — an „edler Linie“ produzieren, grenzt ja wirklich ans Unwahrscheinliche. Die Tebaldi hat ein weiches, auch im Fortissimo äußerst angenehmes und einschmeichelndes Organ, womit sie sich von dem etwas zu grellen Stimmklang der Meneghini-Callas vorteilhaft unterscheidet. In allen Teilen der Partie, den hohen, mittleren und in Altregionen absteigenden, beherrscht sie ihre musikalischen Mittel souverän; in den hochdramatischen Teilen auch die dastellerischen, weniger in den lyrisch-erotischen. Der bessere Schauspieler ist zweifellos Tito Gobbi (den wir schon als Falstaff bewundern konnten). Beklemmend, wie er die Magie der Macht verkörpert; sie erscheint bei diesem Mann aus dem Volk, der nur die Manieren der Adeligen angenommen hat, auf kaltem Weg erzeugt. Und allen dreien kommt zustatten, daß bei ihnen das Pathos echt ist, gelebtes Leben, nicht Theater. Das ließ sich an den sehr verdienten, bloß eben nicht italienischen Mitgliedern unseres Ensembles erkennen: sie „spielten“ Italien, so Dönch als Mesner und Majkut als Tschekaknecht Spoletta. — Glauco Curiel ist ein großartiger Orchesterleiter, der alle Delikatessen und Impetuositäten der Partitur ungestüm ausschöpft und die Philharmoniker zu fast echter Italianità anfeuert. Nicola Benois zaubert das authentische Innere einer römischen Kirche auf die Bühne; einen prunkvollen Raum im Palazzo Farnese, der durch eine wild bewegte Kolonnade tief in den Hintergrund verlängert ist; und einen packenden Blick vom Plateau der Engelsburg auf die Kuppel des Petersdomes. Diese Bühnenbilder verbleiben uns. Das ist, neben der vorzüglichen Inszenierung von Margarethe Wallmann, ein un-

schätzbarer Gewinn, denn die alten waren eine Schande. Aber ob es genug ist? Ob es nicht musikgeschichtlich und musikalisch viel wichtigere Werke gibt, die einer Auffrischung harren? Von einem systematischen Aufbau des Spielplans jenseits aller Sensationen ist noch immer nichts zu bemerken, zweieinhalb Jahre nach den Eröffnungsfestlichkeiten am Ring.

ABSOLUTER HÖHEPUNKT der drei Philharmonischen Konzerte dieses Monats war die Wiedergabe von Joseph Haydns Symphonie in D-Dur Nr. 96 durch Mario Rossi. Ähnlich durchsichtig, zart und ausgefeilt haben wir sie nur von André Cluytens in Erinnerung. Rossi erweckt in uns das Glücksgefühl, vor einem geistvollen, reinen Orchestersatz zu stehen, den ein lateinischer Grammatiker analysiert. Gegen diese Einfachheit — auch in der duftigen Ausführung von Cimarosas Ouvertüre zur Opera buffa „Matrimonio per raggiro“ („Die Schwindelhochzeit“) brachte sie Rossi zu graziöserer Wirkung — ist Straussens „Don Juan“ eine gefüllte Blume. Und Schumanns Vierte ein ganzer Buschen leuchtender Feldblumen.

KARL BÖHM hatte ein viel weniger interessantes Programm für das vorhergehende VI. Abonnementkonzert der Philharmoniker gewählt: Straussens „Also sprach Zarathustra“ und Tschaikowskys Vierte. Er dirigierte die reichlich oft gespielten Werke sachgemäß und mit geringem Aufwand. Bei Tschaikowsky kam es zu Unfällen, deren Auswirkungen einem weniger routinierten Orchesterleiter hätten gefährlich werden können. — Auch im Furtwängler-Gedächtnis-Konzert stand Karl Böhm am Pult. Hier war das Bekenntnis zu den beiden großen Spätromantikern Brahms und Bruckner durchaus im Sinne des großen Toten. Über die hitzigen Worte, die im erregten Meinungsstreit der Brahminen und Brucknerianer seinerzeit fielen, lächeln wir heute. Längst hat die Zeit erwiesen: selbst wenn sie Antagonisten waren, so nur im Sinne zweier auseinander tretender Flußarme, die sich später wieder vereinigen. Die Wiedergabe gelang einwandfrei, am besten wohl bei Brahms das Presto und das Andante der „Romantischen“.

ANDRÉ GERTLER UND EDITH FARNADI, Violine und Klavier, er ein Intellektueller, sie eine Vollblutmusikantin, die ihre Eruptivität immer mehr zu bändigen weiß, umrahmt mit zwei Sonaten in A-Dur — der von César Franck und der Meistersinger-Sonate von Johannes Brahms — zwei Werke unserer Zeit, in denen sich die beiden wundervoll ergänzten. Wir sprechen von Arthur Honeggers Sonate Nr. 2, einem der raren Werke, in denen der Komponist Alemanne und Pariser zugleich ist: der erste Satz mit seinem Fugato schmeckt nach Reger, im Larghetto kommen ein Schuß Wagner und eine Prise Debussy hinzu, der dritte ist mit seinen näselnden Sackpfeifen-Passagen und seiner Verbeugung vor Erik Satie ein echt französisches Ereignis. Und wir sprechen vom Höhepunkt des Abends: Béla Bartóks 2. Sonate, einem Spätling der Allegro-barbaro-Zeit, mit einem ungemein vielfacettierten, ebenso ausgedehnten wie zerklüfteten Moderato, das wir als Abstieg zur Hölle charakterisieren möchten. Zur Hölle des Menschengesistes, die Bartók in jeder Form und Gattung zu beschwören weiß.

IN DER PULCINELLA-SUITE Strawinskys ist Pergolesis reiche Behandlung der Stimmführung mit so viel Finten und Kniffen multipliziert, daß wir in den alten Hör-Bildern nicht bloß den Reiz äußerlicher Modernisierung genießen, wie das etwa bei den „Hamlet im Frack“-Experimenten der Fall war; hier ist die Essenz aus dem Geist der „neuen“ Musik wiedergeboren, was das hinreißende Erlebnis der Zeitenthobenheit vermittelt. Zumal in einer Aufführung wie jener der *Philharmonia Hungarica*, in der diesmal die Bläsergruppen glänzten, allen voran die einmalige Oboe. Niklaus Aeschbacher, der Bruder des Schweizer Pianisten Adrian Aeschbacher, dirigierte korrekt und etwas langweilig auch das nachfolgende Klavierkonzert in e-moll von Chopin. Am Flügel saß Martha Argerich, von der wir nun schon im Schlaf hersagen können, daß sie die einzige Schülerin Friedrich Guldas ist. Sie bringt zweifellos sehr viel mit: so den „schwachen“ Ton Chopins, von dem Berlioz schrieb, er sei der „Superlativ des Pianos“ und „man möchte ganz nahe an das Instrument heran, um besser horchen zu können, wie man's bei einem Konzert von Elfen täte“; ferner einen kultivierten

Anschlag und, wenn's sein muß, auch ein tönendes Forte. Wie gesagt, sehr viel. Was völlig fehlt, ist eine halbwegs spürbare innere Beteiligung, ist Persönlichkeit. Hoffen wir, daß sie sich mit der Zeit entwickelt.

LORIN MAAZEL wünschen wir das gleiche. Wir konnten nur den Schlussteil von Mahlers Zweiter Symphonie hören, kamen gerade zum „Ulrich“ zurecht, das *Christa Ludwig* mit ergreifender Beseeltheit sang. Genau das vermißten wir aber in der Interpretation des jungen Dirigenten, der heute noch lange nicht so alt ist wie Mahler war, als er dieses Werk der Todesüberwindung und des Auferstehungsglaubens schrieb. Mahler war damals 34. Es mag ein Generationenproblem sein, wenn ältere Hörer den Mangel reifer Menschlichkeit beklagen, die in den Wiedergaben durch Walter, Klemperer oder Scherchen erschütternden Ausdruck fand; denn immerhin liegt zwischen den Geburtsjahren Mahlers und Maazels ein Abstand von rund 70 Jahren. — *Mimi Coertses* Sopran schwebte schön, aber nicht ganz so schön wie damals der Gertrude Förstels über den von der Singakademie mit überzeugender Innigkeit gesungenen Tonwogen, die Klopstocks Dichtung in Mahler aufgeführt hatten.

IN ALBAN BERGS Violinkonzert spielt der Bach-Choral „Es ist genug! Herr, wenn es Dir gefällt, so spanne mich doch aus“ die erlösende Rolle der Klopstockworte in Mahlers Werk. Auch hier endigt er den von Bach als solchen bezeichneten „Dialog zwischen Furcht und Hoffnung“ vor dem Tode. Unerheblich, ob Berg den Choral erst im Verlauf der Arbeit eingeführt hat, wie W. Reich annimmt, oder ob sich aus seinen „melodisch-harmonischen Gegebenheiten die ganze Thematik des Konzerts entwickelt hat“, wie H. F. Redlich für unser Empfinden plausibel nachweist. Jedenfalls ist Berg die nahtlose Einfügung des Chorals wie auch der „Kärntner Volksweise“ in den dodekaphonischen Aufbau mittels seiner „tonalen Kadenzierungstechnik im Dienste souverän gehandhabter Zwölftontechnik“ meisterhaft gelungen. In dieser Kunst des Übergangs war Brahms ganz evident sein großer Lehrmeister. — Louis Krasner, dem das Werk gewidmet ist, haben wir es leider nicht spielen hören, wohl aber Gertler, Grumiaux und Varga. Sie haben alle ihre Meriten. Aber tonschöner und mit größerer dramatischer Wucht hat es keiner gespielt als *Christian Ferras* unter der kongenialen Leitung von *Wolfgang Sawallisch*. Stark,

eindringlich, beschwörend ist sein Strich, herrisch das Pizzicato, erregend die fast gewaltsame und sehr persönliche Aussage.

MERKWÜRDIG RASCH schlugen Aufführungsexperimente im Wiener Boden Wurzel: schon im darauffolgenden Jahr erblüht aus ihnen die Blume Tradition. Im Maiheft 1957 bezeichneten wir die von Professor Mertin theoretisch fundierte, von Gillesberger mit den Symphonikern und der Singakademie durchgeführte Wiedergabe der Matthäus-Passion als einen interessanten Versuch in mehrfacher Hinsicht: das Riesenwerk erklingt ungekürzt, der große Chor stellt die Gemeinde dar und singt die Choräle, der Kammerchor tritt als dramatischer „Sprecher“ in Aktion, zur großen Orgel kommen zwei Positive usw. Und heuer wird die Wiederholung dieses Versuchs bereits als selbstverständlich hingenommen, gehört zum Bild der Osterzeit, wie draußen in den Vorgärten die Krokusse. Den Evangelisten sang vor einem Jahr Peter Pears, diesmal wieder *Julius Patzak*, im Vollbesitz seiner wunderbaren Stimmittel, selbst ergriffen und tief ergreifend. (Zu seinem 60. Geburtstag bescherte er uns, begleitet von dem meisterlichen *Erik Werba*, eine „Winterreise“ von leidvoller Größe.) In *Fritz Wunderlich* lernten wir einen erfreulichen Tenor aus Stuttgart kennen, der sich in den Arien neben Patzak klug und kultiviert zu behaupten wußte, und das will etwas heißen. *Walter Berry* darf in den Kreis der großen Christus-Sänger treten. *Frederick Guthrie* Baß sekundierte ihm makellos, und die Damen *Mimi Coertse* und *Hilde Rössel-Majdan* fügten sich in das Gesamtbild mehr als verdienstvoll ein.

DIE MATTHÄUSPASSION in der Burgkapelle unter der sorgfältigen und kundigen Leitung *Ferdinand Großmanns* hatte dagegen den Charakter einer „Weihestunde“ und Familienveranstaltung. Mitwirkende waren ausschließlich aktive oder ehemalige Sängerknaben. „Im Sinne Bachs wurden auch die Sopran- und Altsoli von Knaben gesungen.“ Vielleicht im Sinne Bachs. Heute sind wir gewohnt, diese an Stilempfinden, Phrasierungs- und Intonationskunst allergrößte Anforderungen stellenden Arien in höchster Vollendung zu hören. Es galt also, über vieles hinwegzuhören, was sonst hätte Gegenstand der Kritik sein müssen. Mit dieser Einschränkung zollen wir dem Experiment Lob und würden nicht staunen, es in der nächsten Karwoche zu Traditionsehren gelangt zu sehen.

WISSENSCHAFTLICH bereitere ein Konzert des *Convivium Musicum München* für die Passionsaufführungen vor. Es brachte unter anderem Johann Sebastian Bachs „Musikalisches Opfer“. Die Verarbeitung des von Friedrich II. gestellten „Thema Regium“ in zwölf verschiedenen Ricercars und Kanons sowie einer Triosonate ist für Cherbuliez, den Biographen Bachs, ein „vollgültiger Ausdruck der göttlichen Harmonie und ihrer ‚regulierten‘ Erscheinung in der Tonwelt“. Und an Keplers Wort vom Spielen der geschaffenen Zeit und von der Musik als Nachahmung Gottes, *Dei imitatrix musica*, knüpft Viktor Zuckerkandl im „Merkur“ die tiefsinnige Feststellung: „Töne sind imitatio von Zeit wie Zahlen von Raum“. Solche Gedanken müssen den Münchner Musikern geläufig sein, denn ihre Ausführung zeugt von gewissenhaftem Bemühen um Subjekts-Losgelöstheit. Sie stellen sich gemeinschaftlich in den Dienst der Kontrapunktik als Selbstaussage der Dauer, als Offenbarung der „innersten Ordnung der Zeit“. Aus der vortrefflichen Schar seien die Solisten hervorgehoben: *Erich Keller* (Violine), *Karl Bobzien* (Cello) und *Margarete Scharitzer* (Cembalo).

ALS KASSATION wird nicht nur die Aufhebung eines Fehlurteils durch das Obere Gericht bezeichnet. In der Musiksprache ist das Wort ungefähr gleichbedeutend mit Divertimento, Serenade oder Ständchen. Eine Kassation ist also stets die Aufhebung eines Übels, hier des Mißmuts, der schlechten Laune, sozusagen eine doppelte Negation, etwas höchst Positives. Solcher Sorgenbrecher hatte *Paul Angerer* gleich vier auf das Programm seines letzten Abends mit dem Kammerorchester gesetzt. Drei typische Vertreter der Gattung: Mozarts Haffner-Serenade, 1776 für die Hochzeit der Salzburger Bürgermeisterstochter Elisabeth Haffner komponiert (zu unterscheiden von der Haffner-Symphonie, die er 1782 schrieb, als ihr Vater in den Adelsstand erhoben wurde); ferner Haydns als „Gebrauchsmusik“ bei den Veranstaltungen der Esterházy im Eisenstädter Schloß erst-aufgeführtes Konzert in D-Dur für Flöte und Streicher, von *Werner Tripp* mit Musikalität, Charme und virtuosem Können geblasen, also ganz wie es gemeint war; und des alten Heinrich Biber (1644—1704) stimmungsvolle Serenade für Streicher, Cembalo (*Paula Mack*) und Nachtwächterbaß (*Roman Hencl*). Eine heutige Kassation steuerte der Dirigent selbst bei: seine „Sonnerie“ für Cembalo, Schlagzeug

(drei Tam-tam, Triangel und Becken) sowie Streicher. Das heitere, musizierfreudige Werkchen ist 1956 nach einem Aufenthalt in Syrien entstanden.

DAS „QUARTETTO ITALIANO“ hat uns schon vor zehn Jahren erfreut. Damals hatte es noch ein „Nuovo“ vorangestellt. Es ist indessen nicht gealtert, muß wohl aus einem Jungbrunnen getrunken haben und braucht das „Nuovo“ nicht mehr. Nach dem Trio di Trieste bedeutete es für uns die zweite Offenbarung vollkommener italienischer Musikalität in dieser Saison. Mehr als erstaunlich der warme, „vollständige“ Ton, abgeschlossen nicht im Sinn von etwas Fertigem, sondern von Ausschöpfung aller streicherischen Möglichkeiten des Aufblühens, Sich-Entfaltens und leisen Schließens der Blüte. Bewundernswert die Leidenschaftlichkeit, mit der alle vier Spieler am Werk sind, in ihre Instrumente und die eigene Brust hineinlauschend, und die traumwandlerische Sicherheit in allen Stilen, von Alessandro Scarlatti (d-moll) bis zu Prokofieff (F-Dur op. 92). Bei jenem und bei Vivaldi (Sonata „Al Santo Sepolcro“)

ist das nur natürlich. Wie stellen sie es aber an, daß wir einigermaßen beschämt gestehen müssen, Haydn (F-Dur op. 3, Nr. 5), Mozart (G-Dur, K.V. 156 und d-moll K.V. 421) sowie Schubert (C-Dur, D 32) nur selten so durchaus österreichisch gehört zu haben?

PIANISTISCHES gab es in Fülle. Drei Leistungen von Rang sollen besprochen werden. Wir hörten leider nur den Schluß von Alfred Brendels Beethoven-Abend, die Sonate für das Hammerklavier in B-Dur, op. 106; sie war ihrer Zerklüftung wegen immer schon gefürchtet und ist auch heute nur einem Pianisten zugänglich, der ihre leicht auseinanderfallenden Teile kraftvoll verklammert und genügend Geist besitzt, die Zusammenhänge sinnfällig zu machen. Beides vermag Brendel in höchstem Maß. — Der junge Pianist Walter Klien versteht sich mit Schönberg (op. 19), das wissen wir schon seit den Kapfenberger Musiktagen (Heft 45); er versteht sich aber auch mit Debussy, wie sein delikater Anschlag in der Wiedergabe der sechs „Préludes“ nunmehr bewies, wobei feste Betonungen die strukturelle Klarheit begünstigen.

Beethovens Lebewohl-Sonate, op. 81a, packt er frisch gewagt an, mit rasanten Läufen, und hat so mehr als halb gewonnen; das übrige besorgen Verstand und künstlerisches Empfinden. Womöglich mit noch mehr Impetus, wie ein Donnerwetter vorüberauschend, wurde Prokofieffs dritte Sonate op. 28 vorgetragen, die kurze Windstille des Mittelteils herrlich ausgesungen. Ein Programm von größter Spannweite, das dem Ehrgeiz und Können des jungen Pianisten das beste Zeugnis ausstellt. — In der IGNM gastierte Arno Erfurth, Professor an der Staatlichen Musikhochschule Stuttgart, vor nur dreißig Zuhörern, unter denen unsere Akademie nicht vertreten war. Das ist beschämend, denn Erfurth setzt sich in Deutschland und der Schweiz mit viel Idealismus für die moderne Musik Österreichs unermüdlich ein. Er spielte die hier schon bekannte Suite op. 15 Hanns Jelineks, die profunde, scharf profilierte Sonate Nr. 4 Ernst Kreneks mit den fingerbrechenden Schlußvariationen, und neben Apostels „Kubiniana“ dessen neuestes Werk, die Suite „Concise“ op. 24.

HANNS WINTER



HANS WINGE

Eine Wissenschaft vom Film

Da streiten sich die Leut herum, wohl um den Wert des Films. Die Diskussion erzeugt Stürme, die sich nicht nur im Wasserglas abspielen und schon die Entstehung einer ganz speziellen Art von Meteorologie zur Folge hatten, die sich selbst „Filmwissenschaft“ nennt. Sie untersucht, grob gesprochen, den Film als künstlerisches, soziales und wirtschaftliches Phänomen.

Anfangs war der Film Kintopp und schien keiner ernsthaften Beachtung wert. Erst als die Besucherziffern in die Höhe schnellten und der Einfluß des Films auf den geistigen Habitus der Massen den Einfluß der Presse zu überflügeln begann, wurden die Kulturhistoriker und Soziologen alarmiert. Sie sahen die Filmproduktion in Händen von Kaufleuten, die damit Geld verdienen wollten. Keine andere Absicht als diese steckte (und steckt) hinter ihren Erzeugnissen. Umso erregender mußte es sein, aus der Nähe zu betrachten, wie der merkantil gelenkte Zufall die Gemüter und Gehirne ganzer Nationen knetete, wie ein Termitenhaufen von Filmproduzenten das Gesicht der Menschheit formte.

Zunächst wäre es notwendig gewesen, eine verlässliche, katalogisierende Filmgeschichte zu schreiben. Dann erst hätten sich die einzelnen Disziplinen in den richtigen

geschichtlichen Zusammenhang einordnen lassen. Aber diese Filmgeschichte ist bis heute noch nicht geschrieben. Mehr als sechzig Jahre nach der ersten Vorführung eines Films scheint es kein Werk zu geben, das auch nur ein einziges der großen filmproduzierenden Länder komplett umfaßt, und in dem alle Jahreszahlen, Namen und Filmtitel richtig sind.

Obwohl also die vorhandenen derartigen „Telefonbücher“ ihre Benutzer nicht einmal in den elementaren Stand versetzen, alle gewünschten Verbindungen herzustellen, gibt es schon eine muntere Schar von „Filmwissenschaftlern“ aller möglichen Sparten, die erst gar nicht abwarten, bis ein sicheres Fundament für ihre Arbeit vorhanden ist. Sie arbeiten mit frischem Ungestüm drauflos — meist ins selbstgewählte Blaue.

Seit Kriegsende führte der Enthusiasmus dieser Käuze zu „Bewegungen“ und „Kreisen“ mit den dazugehörigen esoterischen Versteinerungen. Man kann ihre strengen Introspektionen in verschiedenen Filmzeitschriften Englands, Frankreichs, Italiens, neuerdings auch der Vereinigten Staaten und der Deutschen Bundesrepublik finden. Diese „Filmologen“, oft sehr zornige, junge Leute, bauen sich ihre eigenen, luftigen Konstruktionen und benutzen

sie als Abschußrampen für ihre das Diesseits fliehenden Phantasien, denen die solide geschichtliche Basis fehlt, vor allem die Kenntnis der älteren Weltproduktion.

Das Bild ändert sich, wenn der Enthusiasmus der Beteiligten reiferer Skepsis weicht. In Amerika gibt es die vorbildliche Filmabteilung des New Yorker *Museum of Modern Art*, die früher von der kenntnisreichen Iris Barry geleitet wurde und der jetzt der vorzügliche Historiker Richard Griffith vorsteht. Schon hier, wenn auch in relativ noch geringstem Ausmaß, macht sich der Hauptfeind aller ernsthaften filmwissenschaftlichen Bestrebungen bemerkbar: der Geldmangel.

Die Filmforschung hat auch mit mechanischen Teufeleien besonderer Art zu rechnen. Filme sind nicht so haltbar wie Bücher und werden auch in viel weniger Exemplaren erzeugt. Sie zerfallen schnell und ihre Konservierung durch regelmäßiges Umkopieren und andere Maßnahmen ist zeitraubend und kostspielig. Die Träume auf der Leinwand sind einem rapiden Untergang geweiht.

Die Kongreßbibliothek in Washington besitzt ein Pflichtexemplar jedes in Amerika hergestellten Filmes — auf Papier. Diese Kopien haben sich besser gehalten als die auf Zelluloid. Um sie filmwissenschaftlich auswerten zu können, müßte man sie auf Zelluloid rückübertragen. Dem steht nichts im Wege als die Kosten — sogar im Land der Millionäre und der Möglichkeit, Spenden für die Wissenschaft von der Steuer abzuziehen. (Dennoch könnte die Einführung der Steuerfreiheit für solche Spenden ein Lichtstrahl in der düsteren Lage der österreichischen Filmwissenschaft werden.)

Das natürliche Haupthindernis, das der grundlegenden filmwissenschaftlichen Arbeit im Wege steht, ist dabei ohnehin so groß, daß man auf alle anderen Hindernisse ruhig verzichten könnte. Wenn man sich nämlich um die Anfänge des Films im eigenen Land kümmert, stellt sich heraus, daß sich Zeugen daran erinnern, aber auch, daß sie einander widersprechen. Wem glauben? Den Filmen selbst? Aber der Großteil der alten Filme ist nicht mehr auffindbar — sie sind zu Haarkämmen verarbeitet worden oder liegen vergessen im Keller. Den Zeitungen? Nur wenige hatten der kinematographischen Jahrmarktattraktion mehr als ein paar Zeilen gewidmet. Die Fachpresse begann erst verhältnismäßig spät zu erscheinen und sie ist nur in wenigen Exemplaren erhalten; exakte und komplette Angaben gibt es in ihr erst sehr spät, meist nicht vor den Zwanzigerjahren.

NEUERE NACHSCHLAGEWERKE

Sehr brauchbar sind neuere Nachschlagewerke wie das „Film- und Kino-Adreßbuch 1957“, das wenigstens für Deutschland und das betreffende Jahr eine große Zahl verlässlicher Daten liefert, wenn auch Titel und Besetzungslisten der produzierten und eingeführten Filme fehlen. Die neckischen Biographien recht willkürlich ausgewählter Filmschauspieler des „Starkalenders 1958“ geben immerhin sachliche Anhaltspunkte auch für wissenschaftliche Arbeit.

Ziffern und Tatsachen sind nun einmal das unentbehrliche Ausgangsmaterial auch der Filmforschung. In den anspruchsvoll aufgemachten und üppig illustrierten Bänden „Unsterblicher Film“ und „Das gab's nur einmal“ wimmelt aber der Text von falschen Ziffern, Namen und Titeln. Die Photos haben oft Seltenheitswert, aber in den Be-

schriftungen werden immer wieder die Schauspieler verwechselt oder gar nicht bezeichnet.

In neuerer Zeit findet sich hie und da doch Verständnis für die Notwendigkeit filmhistorischen Materials. So hat der kanadische Informationsdienst in einer hübschen französischen Broschüre „Le Cinéma Image par Image“ die Arbeitsweise des bekannten Avantgardisten Norman McLaren dargestellt, dessen freundlich-verspielte Trickfilme auch in Österreich bekannt sind („Blinkity Blank“, „Neighbours“).

Eine Sondernummer der Hamburger Vierteljahrsschrift „Rundfunk und Fernsehen“ enthält Beiträge zum Thema „Film und Fernsehen“ von unterschiedlichem, doch meist hohem Niveau, aus der Feder so sachkundiger Autoren wie Walter Koppel, Heinz Kuntze-Just und Klaus Hebecker.

Die Grenzen zwischen Filmfeuilleton und Filmwissenschaft verfließen. In einer von Klaus J. Lemmer herausgegebenen Reihe „Bühne und Film“ ist z. B. Käthe Dorsch's Biographie von Ludwig Berger eine so gescheite und sensitive Arbeit, daß sie, ohne wissenschaftliche Ansprüche zu erheben, diese an vielen Stellen dennoch erfüllt. Auch Herbert Pfeiffers Monographie über Paul Wegener hat dieselbe hohe Qualität, doch ist die Filmtätigkeit der Künstler in beiden Bändchen viel zu knapp behandelt. Die sehr ansprechend ausgestattete und illustrierte Reihe bringt auch eine Chaplin- und eine Lilli-Palmer-Monographie, die jedoch tief unter die beiden anderen Werken zu reihen sind.

„GÁBOR“ STATT „ROMY“

Ganz vorbei an seiner Aufgabe geht Gábor von Vaszary in „Romy“. Das Buch hieße richtiger „Gábor“. Der Autor spricht viel mehr von sich selbst als von dem gewiß wichtigeren Phänomen eines jungen Mädchens, das in kurzer Zeit die Herzen von Millionen gewonnen hat.

Auf der Suche nach Daten über den älteren deutschen Film stößt man immer wieder auf das zweibändige Sammelalbum einer Zigarettenfirma, in das Reklamephotos von Filmschauspielern geklebt sind, umrahmt von beschreibendem Text. Die stramm auf dem Boden des Nationalsozialismus stehende Werbeschrift hieß „Vom Werden deutscher Filmkunst“ und war von Ufa-Direktor Oskar Kalbus verfaßt. Er hat jetzt „Filme der Gegenwart“ veröffentlicht, ein „Jahrbuch des Filmschaffens“, das aus seinen „Betrachtungen“ der in Deutschland 1956/57 aufgeführten Filme besteht — verworrene Kritiken ohne irgendwelche produktionstechnischen Daten, serviert in einer fetten Tunke von Backfisch-Naivität.

Eine Broschüre „Filmgeschichte in Stichworten“ sieht im ersten Moment wie die erlösende Antwort auf die Frage nach einer Geschichte des Films aus, enthält aber, trotz dem Fleiße des Autors, sehr viele Irrtümer und Lücken.

Die Textreihe „Mosaik“ bringt in ihrem Heft „Film und Kunst“ geschickt gewählte Auszüge aus Schriften von Béla Balasz, Gunther Groll und Walter Hagemann über ästhetische Grundfragen des Films, deren Formulierungen zum Teil zwar schon überholt sind, aber dem Laien als Einführung in dieses Gebiet immer noch empfohlen werden können. Der Beitrag des hungaro-britischen Historikers Dr. Arnold Hauser „Unsere Kultur im Zeichen des Films“ (aus seinem Werk „Sozialgeschichte der Kunst

und Literatur“) ist ein Höhepunkt des Heftes, der allein schon die Lektüre lohnt.

Dr. Hauser gelangt mit Hilfe seiner Geschichtskenntnisse auf einigen wenigen Seiten zu ästhetischen und soziologischen Bewertungen des Films, die in angenehmem Kontrast zu denen des vielgelobten, doch wenig gelesenen Fundamentalwerkes „Wesen und Dramaturgie des Films“ (1938) von Ernst Iros stehen. In der Gott sei Dank auf 278 Seiten reduzierten Neuausgabe des Buches sind viele artige Diagramme zu sehen, nummerierte und detaillierte Beschreibungen der einfachsten dramaturgischen Vorgänge, deren Akribie oft schon wie Parodie wirkt.

Mitautor des dänischen Bildwerks „Erotik for Millioner“ ist der Leiter des dänischen Filmmuseums in Kopenhagen, Ove Brusendorff, ein gründlicher Kenner. Auch wer nicht dänisch lesen kann, wird durch die vorzügliche Bildwahl über die große Rolle derber und subtiler erotischer Effekte in den Standphotos von Filmen unterrichtet.

Und die Folgen? Fritz Stückerath und Georg Schottmayer beschreiben in der „Psychologie des Filmlebens in Kindheit und Jugend“ die Ergebnisse ihres Hamburger Filmtests. Sie bestätigen nicht nur die große Rolle des Kinobesuchs im Alltag der heutigen Jugend, sondern vor allem auch seine provozierende und beeinflussende Funktion.

Und was halten die Filmpraktiker von der Filmwissenschaft? Die Antwort lautet: gar nichts. Die Reaktion auf die Erwähnung des Wortes „Filmwissenschaft“ in einem Filmatelier reicht von unglaublichem Staunen bis zu höhnischem Gelächter.

Die „III. Internationale Filmwissenschaftliche Woche“, die vom 28. Mai bis 3. Juni 1958 im Gebäude der Wiener Universität stattfindet, hat auf keinerlei Gegenliebe der Filmpraktiker zu rechnen. Teilnehmer an dieser Veranstaltung, die jedes zweite Jahr stattfindet, sind vor allem die gebildeten Laien, die Leser der Filmliteratur, die habituellen Besucher guter Filme, die Diskussionssprecher der Filmforen.

Als lokale Organisatorin fungiert die „Österreichische Gesellschaft für Filmwissenschaft und Filmwirtschaft“. Sie versucht schon in ihrem Namen einen österreichisch-gemütlichen Waffenstillstand zwischen Wissenschaft und Wirtschaft herzustellen. Die Vorträge, Diskussionen und Filmvorführungen mit dem Generalthema „Von der Idee zum Publikum“ sind in drei Gruppen gegliedert: „Filmwissenschaft“ („Die Filmdramaturgie und die neuen Formen des Films“), „Filmwirtschaft“ („Betriebswirt-

schaftslehre des Films und filmwirtschaftliche Ausbildung“), „Filmerziehung“ („Das Filmpublikum“). Man kann schon aus dieser logisch nicht ganz haltbaren Trennung sehen, wie sehr noch eine völlige Klärung der Grundbegriffe fehlt. Das „Internationale Filmhistorische Büro“, eine Neugründung, wird zur gleichen Zeit geschlossene Sitzungen abhalten, als wäre es ein Geheimbund und hätte mit der ganzen Sache nichts zu tun.

Überall, auch in Österreich und Deutschland, gehen die Besucherziffern der Kinos zurück, sogar dort, wo das Fernsehen nicht als Ausrede dienen kann. Die Wirtschaftsdisziplin der Filmwissenschaft kann die Ziffern sammeln und ordnen, bis zu einem gewissen Grad auch interpretieren. Dann aber müssen ästhetische und soziologische Maßstäbe angelegt werden, über die Wirtschaftsfachleute nur ausnahmsweise verfügen. Die meisten Verleiher und Kinobesitzer betreiben aber ihr Geschäft auf der Basis soliden Traumwandels und sind daher prinzipiell zu jedem interpretativen Abenteuer bereit, vorausgesetzt, daß es nichts kostet.

Aber gerade das Filmgeschäft, mit seiner hochemotionalen Struktur, kostet ungeheuer viel. Wann immer die Filmwirtschaft in eine ihrer periodisch auftretenden Notlagen gerät, ist sie bereit, auf Trost und Ratschlag von allen Seiten zu hören — sogar von der sonst so verachteten Filmwissenschaft. Die vorübergehenden Zufalls- und Gefühlskontakte zwischen Wissenschaft und Wirtschaft im Lärm einer Katastrophe dienen aber keiner von beiden. Die Filmwissenschaft muß nicht nur selbst System bekommen, sie muß auch systematisch ein Teil der Filmpraxis werden, will sie nicht *la science pour la science* sein. Die Filmwirtschaft wirft Unsummen zum Fenster hinaus, in der aufrichtigen Überzeugung, es handle sich dabei um einen unabwendbar notwendigen Ritus. Da gibt es die verlogene Starreklame, die Cocktail-Parties für Verwandte und Bekannte, die sich als Behörde und Presse kostümieren, die Repräsentation für nichts und vor niemandem. Ein Bruchteil jenes Geldes könnte die filmwissenschaftliche Forschung lebensfähig machen. Die Referate der „II. Filmwissenschaftlichen Woche“ 1956 konnten bis heute noch nicht einmal vervielfältigt werden!

Die Filmwissenschaft trägt derzeit nur in den Lehrplänen ganz weniger seriöser Filmschulen Früchte. Sie dringt daher nur sehr langsam in die Filmpraxis ein. Das lähmt ihren Schwung und erhöht die Gefahr der Geschäftshuberei und Cliquenbildung. Das Gegenmittel wäre eine kräftige Teilnahme der Öffentlichkeit — etwa auch an den Wiener Veranstaltungen Ende Mai.

BIBLIOGRAPHIE ZUM VORSTEHENDEN ARTIKEL

- DAS GROSSE FILM- UND KINO-ADRESSBUCH 1957. Neue Verlags-Gesellschaft m. b. H., Karlsruhe.
FILM-REVUE-STARKALENDER 1958. Neue Verlags-Gesellschaft m. b. H., Karlsruhe.
HEINRICH FRAENKEL: Unsterblicher Film — Die große Chronik vom ersten Ton bis zur farbigen Breitwand. Kindler-Verlag, München.
CURT RIESS: Das gab's nur einmal. Verlag der Sternbücher, Hamburg.
LE CINEMA IMAGE PAR IMAGE. Service d'Information, Office nationale du film, Canada.
RUNDfunk UND FERNSEHEN, Heft 2/3, Jahrgang 1957. Hans-Bredow-Institut, Universität Hamburg.
LUDWIG BERGER: Käthe Dorsch. Rembrandt-Verlag, Berlin.
HERBERT PFEIFFER: Paul Wegener. Rembrandt-Verlag, Berlin.
FRIEDRICH LUFT: Vom großen schönen Schweigen — Arbeit und Leben des Charles Spencer Chaplin. Rembrandt-Verlag, Berlin.
JOACHIM WENO: Lilli Palmer. Rembrandt-Verlag, Hamburg.
GABOR VON VASZARY: Romy. Blüchert-Verlag, Hamburg.
OSKAR KALBUS: Filme der Gegenwart. Ewalt Skulima Verlag, Heidelberg.
BENJAMIN S. EICHSELDER: Filmgeschichte in Stichworten. Verlag Joachim Breschke, Hagen.
FILM UND KUNST, „Mosaik“. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.
OVE BRUSENDORFF und POUL HENNINGSEN: Erotik for Millioner. Thaning & Appel, Kopenhagen.
ERNST IROS: Wesen und Dramaturgie des Films. Max Niehans Verlag A. G., Zürich.
FRITZ STÜCKERATH und GEORG SCHOTTMAYER: Psychologie des Filmlebens in Kindheit und Jugend. Verlag der Schroppschen Lehrmittelanstalt K. G., Hamburg.

FORVM DES LESERS

EINBRECHER?

Schade, daß Sie v. Laue das letzte Wort ließen! Der Vergleich mit dem Miethaus*) hinkt auf beiden Beinen. Das Haus auf eigenem Grund ist für die Westdeutschen doch kein Miethaus. Und die Sowjets würden nicht als Einbrecher kommen, um sich gewaltsam irgendetwas zu holen und dann auf Einbrecherart wieder zu verschwinden. Was die Sowjets, falls sie sich je zu einem Überfall entschließen sollten, im Schilde führten, wäre viel schlimmer als ein bloßer Einbruch. Es wäre der Versuch einer Eroberung des ganzen Landes und einer Unterwerfung eines ganzen Volkes, es würde genau wie bei den Satelliten um die dauernde Versklavung gehen . . .

Dr. OSKAR MATZIG (Wien)

*) „Nehmen Sie an, ich wohnte in einem solchen Mietshaus. Mich überfallen Einbrecher. Dann darf ich mich zur Wehr setzen, wenn es hart auf hart kommt, sogar schießen. Aber ich darf unter keinen Umständen das Haus in die Luft sprengen. Das wäre zwar eine recht wirksame Abwehr der Einbrecher, richtete aber viel größeres Unheil an als das, was diese mir antun wollten . . .“ Max von Laue über die Verwendung der Atombombe (Briefwechsel mit Friedrich Torberg. FORVM V/50).

*

KEIN PEACOCK . . .

Ich weiß nicht, wie es um die anderen Fehler steht, die Hans Weigel dem Melchinger-Buch*) ankreidet. Aber das Stück von Sean O'Casey heißt nun einmal „Juno and the Paycock“.

HANNA GUNTHER (New York)

. . . UND KEIN IRRTUM

Mit Vergnügen las ich das Märzheft des FORVM, das sich so gründlich mit mir befäßt. Es wäre freundlich, wenn Sie Ihren Lesern mitteilen würden, daß fast sämtliche Irrtümer und Druckfehler, die Herr Weigel rügt, bereits in der Anfang Dezember gedruckten zweiten Auflage getilgt waren. Für den Hinweis auf den Rest bin ich Herrn Weigel ebenso verbunden wie den vielen freundlicheren Lesern, welche mich brieflich bei der Verbesserung der Dokumentation auf einem Gebiet unterstützten, für das es keine einschlägigen Vorarbeiten, keine Nachschlagewerke und nur weit verstreute Literatur gibt. Hätte Herr Weigel sich einmal selbst einer solchen Sisyphusarbeit unterzogen, wüßte er, wie menschlich da irren ist und wie leicht es einem selber passieren kann. In den 118 Zeilen, die Herr Weigel den über 6000 meiner Dokumentation entgegengesetzt, findet sich ein Beispiel, das mir nicht geringe Genugtuung bereitet. Der „Schwejk“ (oder „Schweyk“ — vgl. Brecht, Stücke X, Suhrkampverlag) ist tatsächlich schon im Tschechischen dramatisiert und in dem kleinen Prager „Theater Adria“

*) „Worin und inwieweit irrt Melchinger?“ Zu Siegfried Melchingers Leitfaden durch das zeitgenössische Drama (FORVM V/51).

uraufgeführt worden. Nachzulesen im FORVM, 1957, Seite 76. — Für das großzügig klarstellende Schlußwort meinen besonderen Dank!

SIEGFRIED MELCHINGER (Stuttgart)

Melchinger wie immer in Ehren — Brecht, wie so häufig, nicht. Daß nicht Melchinger es war, sondern Brecht selbst, der Schwejks Namen willkürlich verstümmelt hat, nehmen wir gerne zur Kenntnis und buchen es als einen schlichteren Fall jener „Laxheit in allen Fragen geistigen Eigentums“, die dem Autor der Dreigroschenoper auch sonst nicht fremd war. Was aber die prähistorische Dramatisierung des „Schwejk“ einerseits im Tschechischen und andererseits durch Brecht betrifft, so besteht kein Anlaß zur Umbuchung. Weigel hatte beanstandet, daß Brecht — laut Melchinger — den Schwejk „schon 1918 für Piscator bearbeitet“ haben sollte, also zu einer Zeit, da es den Schwejk noch nicht einmal in der originalen Romanform gab. Weigel hat ferner festgestellt, daß Max Brod nicht die deutsche Übersetzung, sondern die deutsche Dramatisierung des Romans durchgeführt hat (gemeinsam mit Hans Reimann). Das Vorhandensein einer tschechischen Dramatisierung hat Weigel weder bestritten noch überhaupt erwähnt. Die Stelle aus dem FORVM, die Melchinger zum Beweis gegen Weigel heranzieht, lautet: „Im Herbst 1921 dramatisiert Longen einige Szenen aus dem ‚Schwejk‘. Die Premiere findet im winzigen ‚Theater Adria‘ im Rahmen eines Cabaretprogramms statt, ohne daß Hašek etwas davon weiß.“ (Max Brod: „Der heimliche Jaroslav Hašek“, FORVM IV/38.) Also 1921, nicht 1918. Und Longen, nicht Brecht. Und (für Piscator) Brod und Reimann, nicht Brecht. Der korrigierte Korrektor beharrt auf seiner Korrektur.

P. S.

FOLGENSCHWER

Aus Nr. 1 der neuen Wochenzeitung „Heute“ vom 26. April 1958:

In beiden Ländern folgen sich diese Woche die Demonstrationen in rascher Folge. Die Angst vor den schrecklichen Folgen der Kernwaffen . . .

. . . wirkt sich offenbar bis in den Stil hinein aus. Wenn Sie mir folgen, dann leisten Sie in den nächsten Folgen Ihrer geschätzten Zeitschrift diesen Angsttendenzen keine Folge mehr und unterlassen es vor allem, einen der tapfersten Bekämpfer ihrer Folgen, den ausgezeichneten Lorenz Stucki von der Zürcher „Weltwoche“, zugunsten eines neutralistischen Panikmachers zu verfolgen.

KIND, BAD UND PFERD

Aus einer Theaterkritik von Manfred Vogel im „Bild-Telegraf“ vom 21. April 1958:

Alte und junge Kinder, die . . . nicht mit dem Bade ausgeschüttet sein sollen, sind Hans Kammauf, Susanne Polsterer . . . Wolfgang Gasser (das beste Pferd im Stall) . . .

Es scheint sich um eine Roßschwemme zu handeln. Jedenfalls hat hier ein ausgeschüttetes Kind mit seinem Pferd den Vogel abgeschossen.

DIE HÜTUNG DES WORTES

Aus Friedrich Heers Besprechung von „Des Meeres und der Liebe Wellen“ in der „Furche“ vom 26. April 1958:

Eine Klassikeraufführung, die nicht zuletzt durch die Hütung des Wortes, des wunderschönen deutschen Wortes unseres österreichischen Dichters, sich seine Stellung im Repertoire sichert.

Ein wunderschönes deutsches Wort, das sich ihre Stellung im Satzgefüge leider nicht gesichert hat.

DAS WEISSBUCH ÜBER UNGARN

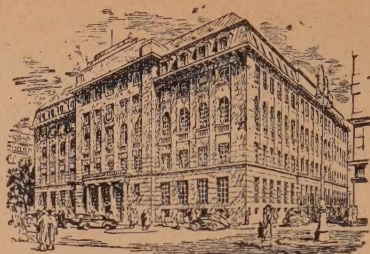
von Melvin J. Lasky, eine Zusammenstellung von Dokumenten, Meldungen und Augenzeugenberichten über den ungarischen Freiheitskampf vom Oktober 1956, ist nunmehr im Auftrag des „Kongresses für die Freiheit der Kultur“ unter dem Titel „Die ungarische Revolution“ auch in einer deutschen Ausgabe erschienen (Colloquium-Verlag, Berlin, 350 Seiten, 12 Bildseiten, 2 Karten). Außer der Einleitung von Hugh Seton-Watson und dem Nachwort von François Bondy, die beide schon in der englischen Originalausgabe enthalten waren, bringt die deutsche Ausgabe noch ein Vorwort von Karl Jaspers.

„MILCH UND HONIG“

heißt das neue Reisebuch unseres Mitarbeiters George Mikes, das zum zehnjährigen Bestandsjubiläum des Staates Israel soeben erschienen ist; daher auch der Untertitel: „Die Entdeckung Israels“. Übersetzung von N. O. Scarpi (Diogenes Verlag, Zürich).

IM 6. TAUSEND

liegt wenige Monate nach Erscheinen der Neuausgabe „Der Gaulschreck im Rosenetz“ vor, die skurrile Altwiener Erzählung des 1954 verstorbenen Fritz von Herzmanovsky-Orlando (Band I der Gesammelten Werke, Langen-Müller Verlag, München). Die 1928 erschienene Erstausgabe, das einzige zu Lebzeiten des Autors gedruckte Werk, war bekanntlich veramscht worden und stellt heute eine buchhändlerische Rarität dar. — Das Österreichische Kulturinstitut in Rom veranstaltete eine Vorlesung aus den Werken Herzmanovskys, bei der Hilde Kralh und Wolfgang Liebeneiner mitwirkten. Vom Österreichischen Rundfunk wurde unter Axel Cortis Regie eine Montage aus nachgelassenen Bühnenfragmenten gesendet; zuvor sprach die Witwe des Dichters über sein Leben.



CREDITANSTALT-BANKVEREIN

GEGRÜNDET 1855

ZENTRALE WIEN I. SCHOTTENGASSE 6
Zweigstellen in allen Stadtteilen Wiens

FILIALEN IN DEN BUNDESLÄNDERN

ÜBER HUNDERT JAHRE IM DIENSTE DER WIRTSCHAFT

Im Betrieb,
auf der Straße, im Schwimmbad, auf dem
Sportplatz, beim Bergsteigen, auf Eisen-
und Straßenbahnen, in der Wohnung und
im Garten,

im Urlaub
und Landaufenthalt, überall bietet eine

UNFALLVERSICHERUNG DER STÄDTISCHEN VERSICHERUNGSANSTALT

wirtschaftlichen Schutz
gegen alle Unfallgefahren. Nähere Aus-
künfte erhalten Sie von allen Außendienst-
angestellten der Anstalt. Telefon 63 97 50

1798

An der Schwelle der napoleonischen Epoche gegründet, steht unsere Anstalt seit 160 Jahren ununterbrochen im Dienste der Volksgesundheit. MERKUR Wechselseitige Krankenversicherungs-Anstalt Graz. MERKUR betreut gegenwärtig rund 250.000 Versicherte. MERKUR belegt auf ihre Kosten in der II. Verpflegsklasse mehr als 650 Betten täglich. MERKUR besitzt zwei eigene Sanatorien mit einem Gesamtbetrag von 185 Betten. MERKUR gibt bereitwillig unverbindliche Auskünfte über Tarifkombinationen für Heilkosten- und Zuzshufsversicherungen. MERKUR unterhält Geschäfts- und Bezirkstellen im ganzen Bundesgebiet. MERKUR Wechselseitige Krankenversicherungs-Anstalt Graz, Neutorgasse 57

1958

ARBEITERBANK

AKTIENGESELLSCHAFT WIEN

WIEN I. SEITZERGASSE 2-4

TELEPHON: 63 17 51

ZWEIGSTELLE: WIENZEILE

WIEN IV. RECHTE WIENZEILE 37

TELEPHON: 43 71 02

FILIALEN IN GRAZ, LINZ UND KLAGENFURT
DURCHFÜHRUNG ALLER BANKGESCHÄFTE

PREUVES

publie, sous la direction de F. Bondy, dans son numéro de

MAI

BORIS PASTERNAK

Un texte inédit et deux entretiens

GERMAINE TILLION

Répression et réprobation en Algérie

ANDRÉ FONTAINE

Contre la candeur et le scepticisme

MAREK HLASKO

En route vers le ciel

HERBERT LÜTHY

sur: Le conflit du Siècle

Et des textes de

ROBERT JUNGK, ALBERTO MORAVIA,
DENIS DE ROUGEMONT, JEAN DUVIGNAUD,
RICHARD WRIGHT

PREUVES: 23, rue de la Pépinière — Paris VIIIe
Le n° de 196 pp. ill.: 230 frs. • CCP: Paris 178-00

In Wien zu beziehen durch:

BUCHHANDLUNG AM KÄRNTNERTOR
Wien I. Kärntnerstraße 51

BUCHHANDLUNG GEROLD & CO.
Wien I. Graben 31

BUCHHANDLUNG HEGGER
Wien I. Wollzeile 2

BUCHHANDLUNG HÖLZL
Wien I. Seilergasse 3

Preis: S 15.—

DIE POLITISCHE MEINUNG

MONATSHEFTE FÜR FRAGEN DER ZEIT

HEFT 23 (April) • HEFT 24 (Mai)
bringen unter anderem:

Wolfgang Wagner

Die deutsche Spaltung war ganz anders

Anton Böhm

Was die CDU sein sollte

Ernst Deuerlein

Links-Intellektuelle: Wo gibt es sie?

Karl Loewy

Es gibt eine Nah-Ost-Lösung

Volkmar Muthesius

Kann die Konjunktur enden?

Was wird aus der Bundeswehr?

(Untersuchungen und Dokumente zur deutschen Entwicklung)

Karl C. Thalheim

Möglichkeiten für Ost-Europa

Dazu in den ständigen Rubriken „Zeitkritik“, „Die großen Probleme“, „Berichte und Analysen“, Aufsätze und Kritiken aus Deutschland und aller Welt.

Redaktion: Dr. Karl Willy Beer.

Jedes Heft 96 Seiten / Bezugspreis: Vierteljährlich 4,50 DM, Einzelheft 1,50 DM / Studenten besondere Abonnementspreise.

Fordern Sie bitte ein Probeheft.

VERLAG STAAT UND GESELLSCHAFT G.M.B.H.
KÖLN • UNTER SACHSENHAUSEN 33

Neuerscheinungen
Frühjahr 1958

LANGEN-
MÜLLER
MÜNCHEN

Meister des Feuilletons

SIMON CARMIGGELT

Hohe Schule

Aus dem Holländischen übertragen von Johannes Piron · 96 Seiten

MICHAIL SOSTSCHENKO

Der redliche Zeitgenosse

Aus dem Russischen übertragen von Grete Willinsky

108 Seiten mit Illustrationen von Rudolf Rhomberg

Flexibel gebunden · Mit Glanzfolie kaschiert · Je Band DM 5.80

AKTUELL
in der Berichterstattung

SERIÖS
in der Aufmachung

PARTEIFREI
in der Meinung

ist die dominierende Wochenzeitung Österreichs

Die Wochen-Presse

DAS ÖSTERR. NACHRICHTENMAGAZIN

S 2.—

REDAKTION UND VERWALTUNG
WIEN I. FLEISCHMARKT 3—5
Telephon 63 07 81

ÖSTERREICHISCHE MONATSHEFTE

BLÄTTER FÜR POLITIK, KULTUR UND WIRTSCHAFT

bringen im
Mai-Heft
unter anderem:

Bundesminister Ing. LEOPOLD FIGL
Das Ergebnis meiner Asienreise

Landeshauptmann Dr. HEINRICH GLEISSNER
Föderalistische Reformvorschläge

Dr. MARGARETHE OTTILLINGER
Neue Entwicklungen in der Sowjetunion

Dr. ALFRED WEIKERT
Die Arbeitsgemeinschaft Ost

OTTO STRADAL
Kulturpolitische Aspekte des Fremdenverkehrs

neben anderen grundsätzlichen Aufsätzen, Glossen u. einer Bildbeilage

24 Seiten 2.50 Schilling

Redaktion und Verlag der „Österreichischen Monatshefte“
Wien I. Kärntnerstraße 51 Chefredakteur: Friedrich Abendroth

ZUM RÜCKKAUF GESUCHT

WERDEN FOLGENDE HEFTE AUS FRÜHEREN JAHRGÄNGEN DES FORVM:

AUS DEM JAHRGANG 1954 DIE HEFTE NR. 1, 2, 7/8, 9, 10 UND 11.

AUS DEM JAHRGANG 1955 DIE HEFTE NR. 27 UND 28.

OFFERTE ERBETEN AN DIE VERWALTUNG DES FORVM,

WIEN VII. MUSEUMSTRASSE 5.